

10.624/1892

Abhandlung

zum

XXII. Jahresberichte

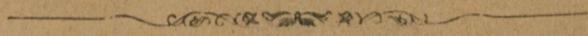
der

k. k. Staats - Oberrealschule

in

Marburg

1892.



Q 10.624 / 22
1892, pril.



P-1998/3345

Studien zu Walther von der Vogelweide.

Von Professor **Anton Nagele.**

In die Zeit zwischen der Abfassung der Vita Nuova, welche Dante's Jugend behandelt, oder genau genommen, einige auf Beatrice bezügliche Gedichte commentiert und der Schöpfung der divina commedia, fällt die Ausführung der philosophischen Schrift convito oder convivio, die jedoch Fragment geblieben ist. Man hat dieselbe nicht ohne Grund als einen Minnesang auf die Philosophie bezeichnet, die der unsterbliche Dichter unter der Gestalt einer hehren Frau voll herzbezwingender Anmuth und Schönheit darstellt, die ihn von Beatrice zu entfernen drohte. Aber die Fahrt durch die Hölle und das Fegfeuer empor zum Paradies reinigte des Dichters Seele von allem Zweifel, ließ Sünde und Irrthum, Leidenschaft und Verblendung in ihr ersterben und beseligend reicht ihm auf den lichten Fluren des Paradieses Beatrice die Hand und hält ihn fest für immer.

Während Goethe „der moderne Heide“¹ im Faust bei der breitspurigen Phrase von der Macht des „Ewigweiblichen“ beharrt, hat Dante's tiefbegründete Gläubigkeit jene herrliche Allegorie durchgeführt, die von der Beatrice Portinari ausgeht und in der Beatrice *κατ' ἐξοχήν* gipfelt, von der irdischen Liebe, die die Sinne gefangen nimmt zu jener, die unvergänglich ist wie die Kirche, die sie spendet.

In Dante's divina commedia vereinigen sich Glaube, Wissen und Politik zu harmonischer Realität, in Goethe's Faust bleiben sie membra disjecta, weil dem Glauben die innere Glut, die demuthsvolle Überzeugung, dem Wissen die siegreiche Kraft, der Politik jener charaktervolle Conservatismus mangelt, der ein großes Ziel nicht mit Nebelferne umschleiert, sondern es fest und sicher begrenzt. Man kann als Natur Dante'scher Gedankenarbeit jene Variante des Aristoteleschen Ausspruches bezeichnen: *Amicus Plato, sed magis amica veritas*. Für ihn existierte die veritas, während Faust zurückgreift zu jener berühmten Frage des Pilatus: *Quid est veritas?* und an der Lösung dieser Frage verzweifelt. Es gibt nur zwei Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung, in denen der menschliche Geist mit dem herrlichsten Erfolg an die Erschließung der gewaltigsten Probleme gieng, wo die interne Geistesarbeit zu den höchsten und kühnsten Reflexionen gelangte, das Jahrhundert des hl. Thomas Aquinas und das Jahrhundert Immanuel Kants. Die Arbeiten dieser beiden Jahrhunderte spiegeln die gewaltigsten Dichtungen wieder: Dante's göttliche Komödie und Goethe's Faust. Dort verbinden sich Vernunft und Glaube, hier sind sie aus Brüdern zu Feinden geworden. Dort hat Dichtung und Geistesarbeit zu herrlicher Vollendung sich aufgeschwungen, hier sind beide Fragment geblieben und die Vollendung, welche die Dichtung erstrebte, ist nur eine äußerliche, erkünstelte, eine ephemere geworden.

Im Convito IV, 23 sagt Dante: „Unser Leben gleicht einem auf- und absteigenden Bogen, seinen Höhepunkt bezeichnet in begnadeten Naturen das 35. Jahr.“ Hier schließt die göttliche Komödie an. In diesem Lebensalter zeigt sich der Dichter in einem tiefdunklen Walde verirrt und an dessen Ausgang angelangt, ergreift ihn noch einmal mit voller Gewalt die Erinnerung an seine Öde und die überstandenen Schrecken. Aber schon schaut sein trüber Blick, die Thalschlucht überragend, einen sonnig verklärten Hügel und neue Hoffnung winkt ihm und fröhlicher Muth erwacht in seiner Seele. Dieser Hügel versinnbildet

das zeitliche und ewige Heil der Seele. Ähnlich und doch wieder anders schaut Wather in der „Elegie“ zurück auf die Lebenspilgerschaft und Bangigkeit und Trauer füllt darob sein Gemüth. Walther hat unter den mittelhochdeutschen Dichtern das individuelle Empfinden am nachdrücklichsten und wundersamsten zu verallgemeinern, den persönlichen Gedanken zum Gedanken der Nation, die eigene Anschauung zur Anschauung seiner Zeit zu erheben verstanden. Am schönsten ist ihm dies in der „Elegie“ gelungen. Wie in Dante's Allegorie fehlt auch hier jede Spur einer Fuge, die die Composition als eine äusserliche, künstliche verrathen würde, Bild und Leben sind mit fester Künstlerhand in einander verwebt, untrennbar, unerrückbar, wie nur vollendete Dichterkraft dies zu erreichen vermag. Solche Schöpfungen spotten des analysierenden, des zergliedernden und zerfasernden Commentars, sie müssen in ihrer Totalität betrachtet werden, ohne jene „Encheiresis“ die Mephisto dem „Schüler“ gegenüber ironisirt:

Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Man wird es vielleicht als eine Verwegenheit betrachten, den Minnesänger Walther von der Vogelweide in irgend eine Beziehung zu bringen zu dem gewaltigen Dichter der divina commedia und ich gestehe gerne, dass ich eine solche nur mit einer gewissen Beschränkung suche. Zwischen Walther und Dante liegt der Zeitraum eines Jahrhunderts, jener bewegt sich in einer durch Etiquette nur leicht übertünchten Barbarei, die Wilmanns im ‚Leben‘ vielleicht etwas zu schroff charakterisirt hat, wiewohl er im Wesentlichen gegen Burdach Recht haben dürfte. In jedem Falle hatte Walther nicht viel anders als ‚singen und sagen‘ gelernt², während Dante's Geist den Wissensschatz des 13. Jahrhunderts wiederspiegelt. Denn Dante ist nach übereinstimmendem Urtheile aller, nicht nur ein Dichter ersten Ranges, ein gewaltiger Seher, dessen Geist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beherrscht, sondern der hochragende Markstein einer ganzen, großen Epoche, an die er sich anlehnt, die er aber auch vollendet. Um dies zu verstehen, muss man überblicken, was das 13. Jahrhundert auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst Herrliches und Großes geschaffen oder doch vorbereitet hat, vor allem aber den Blick hinlenken auf den wunderbaren religiösen Aufschwung dieses Zeitalters. Im Geiste dieser Zeit wurzeln ebenso die mächtigen Dome, die zu den Sternen streben und in die wir heute „mit frommem Schauer“ treten, wie die Vollblüte der katholischen Theologie, die Thomas Aquinas heraufgeführt hat. Im Geiste dieser herrlichen Zeit liegt aber auch begründet die Blüte christlicher Ascese, die die Welt reformierte und den Triumph des Kreuzes erneuerte, den es erstrebt und errungen hat durch die helleuchtenden Tugenden der Demuth, des Gehorsams und der Armuth. Der glorreiche Träger dieser Idee ist Franciscus von Assisi, ein Mann voll hochstrebenden Geistes, voll der reinsten Gesinnung, von unerreichter Zartheit des Gemüthes, ein Charakter von historischer Größe, dass ihr Glanz den Nimbus von hunderten von Götzen schlägt, die die Universalgeschichte auf ein hohes Piedestal gerückt hat. Selten wieder mag man einer so sinnigen Sage begegnen, wie diejenige ist, die den von Lenau poetisch verklärten Traum Innocenz III. erzählt. In der That war St. Franciscus eine im höchsten Sinne providentielle Persönlichkeit, berufen das wankende Gebäude der Kirche zu stützen. Neben den größten Papst des Mittelalters stellt sich der demüthigste Christ, den es besaß, neben Innocenz III., der die Welt durch sein glänzendes Herrschertalent beugte, der schlichte Mönch, der sie durch das leuchtende Exempel seiner Tugend erschütterte. Dem fressenden Übel der Zeit, der unbegrenzten Habsucht, stellte er seine hehre Armuth gegenüber und bewies, dass die größte Armuth den herrlichsten Reichtum in sich berge. Sein Bußgürtel wurde zum edlen Sinnbilde christlicher Demuth und die Größten rangen und strebten darnach, ihn zu besitzen und durch ihn den Hochmuth ihrer Seele zu bändigen. „Alle Welt“, sagt der Kanzler Kaiser Friedrich II., „gehört dem dritten Orden des hl. Franciscus an“ — auch Dante Alighieri war ein Jünger des großen Heiligen von Assisi —

ja es ist keine zu kühne Behauptung, dass es ohne Franz von Assisi — keinen Dante Alighieri geben würde. Zum mindesten hat der Geist des hl. Franciscus die Nebel des wissenschaftlichen Hochmuths, die ihn im Convito gefangen halten, gebannt und ihn aus dem Wirrsale befreit, in das Dante im Verfolg der ghibellinischen Politik gedrängt ward oder ihm doch wenigstens jenen entschiedenen Halt gegeben, auf dem äußerst schmalen Pfade zu wandeln, wo die Freiheit des politischen und das Gebot des kirchlichen Glaubens sich noch berührten.

Auch unter den unmittelbaren Söhnen des hl. Franciscus gab es Feuergeister, die, wie Dante, dachten und fühlten und die lediglich ihre tiefe, heilige Demuth unterscheidet — von den Ketzern und vom Ketzerhochmuth. Hieher gehört vor allem einer der heftigsten Gegner Bonifaz VIII. Jacopone da Todi, der in kühnen Liedern den berühmten Autor der Bulle ‚Unigenitus‘ angriff und dabei das unvergängliche Stabat Mater sang.

Sieht man jedoch von diesen eigenartigen Verhältnissen ab, so ergeben sich zwischen Walther und Dante doch vielfache und bedeutsame Parallelen. Dante klagt im Convito I. 3: „Als Fremdling und wie ein Bettler ziehe ich durch fasst alle Gaue meines Mutterlandes umher — verächtlich ward ich in den Augen Vieler.“ Daneben singt Walther L. 31, 13–14 und 28, 32–29, 1:

Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore,
von dem Pfâde unz an die Traben erkenne ich al ir fuore.
nû entführte ich nicht den hornunc an die zêhen,
und wil alle boese hêrren dester minre sêhen.
der edel kûnec, der milte kûnec hât mich berâten,
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
mîn nâhgebûren dunke ich verre baz getân:
si schent mich nicht mêr in butzen wis alsô si tâten.
ich bin ze lange arm gewesen ân mînen danc.

Das vierte Hauptbuch des Convito enthält ein Programm, das in der göttlichen Komödie immer wiederkehrt: Nicht Reichthum, nicht Geburt und Lebensstellung, sondern nur die Tugend und die ehrliche Gesinnung geben den wahren Wert, verleihen die rechte Würde. Der XVI. Gesang des Paradieses beginnt mit folgenden Versen:

O du geringer Adel uns'res Blutes,
Wenn du mit Stolz das Herz erfüllst hier
Auf Erden unten, wo wir schwachen Muthes,
Wird nie Verwunderung in mir erregt,
Da ich, wo uns verlocket keine Gier,
Im Himmel, d'rob zum Stolze ward bewegt.
Du bist ein Mantel, der Verkürzung leidet,
So dass, fügt man nicht zu von Tag zu Tag,
Die Zeit mit ihrer Schere ihn beschneidet.

Und im Fegfeuer XIX, 127 ff. ist es ein Papst, dem Dante knieend seine Ehrfurcht bezeigen will, doch jener wehrt dies mit den Worten:

Erheb dich, Bruder, und bleib aufrecht stehn
— — — — — dem nämlichen Gericht
Als Mitknecht unterthan sollst du mich sehn.

Im Fegfeuer VII, 117 ff. beklagt der Dichter lebhaft, dass mit dem Adel nicht auch die Tugend forterbt:

Die Söhne haben wohl das Gut getheilt, Das bess're Erbe ließen sie entweichen.

Ferner weist Dante dabei auf die Cardinaltugend der christlichen Demuth, die der Welterlöser in seinem Erdenwallen bekräftigte und im Kreuzestode besiegelte. Aus dem Vielen wähle ich nur die markante Stelle Paradies VII, 114 ff.:

Großmüth'ger war's, dass Menschen zu erheben
Gott selbst herab sich ließ zu ihrem Thon,
Als wenn er nur aus Gnade hätt' vergeben.
Zu karg war jede and're Art auf Erden
Für die Gerechtigkeit, wenn Gottes Sohn
Sich nicht erniedrigt hätte Fleisch zu werden.

Damit vergleiche man Walters Leich u. L. 20, 17–24; 22, 6 fg; 36, 11 fg; 41, 21 fg; 43, 1 fg; 102, 17–25 (Vgl. damit Shakesp. Rich. III [I, 3]; 103, 6–7.

Als Prüfstein echten Christenthums gilt dem Mittelalter die demuthsvolle Anerkennung des Geheimnisses der Trinität, die Huldigung Mariens, der hehren Gottesmutter, die Nächsten- und Feindesliebe und die Begeisterung für die Lösung des hl. Grabes aus der Hand der Heiden.

Wie herrlich haben Dante und Walther das Mysterium der hl. Dreifaltigkeit³ besungen und welch' wunderbare Übereinstimmung ergiebt sich zwischen den beiden ihre Zeit beherrschenden Geistern, wenn wir Fegfeuer III, 34 fg. und Walther L. 10, 1 fg. neben einander stellen:

Ein Thor, wer hofft mit seines Geistes Schwingen
 Ins Dunkel ein, in dem die Gottheit schafft, zu dringen.
 Beschränktes Wissen wollet nur auf Erden;
 Wär' von der Menschen Blick das All durchschaut,
 So brauchte ja das Wort nicht Fleisch zu werden.
 Ihr seht vom eiteln Wunsch umhergetrieben
 So manche, die sich hoffend ihm vertraut,
 Und denen er zum ew'gen Gram geblieben,
 Von Plato red' ich und dem Stagyriten,
 Und andern noch — — — — —
 Mehtiger got dū bist so lanc und bist sō breit,
 gedaht wir dā nāch, daz wir unser arebeit
 verlūren! dir sint ungemezzen macht und ēwekeit.
 ich weiz bi mir wol daz ein ander ouch dar ume trahetet:
 sō ist er, als er ie was, unseren sinnen unbereit.
 dū bist ze grōz, dū bist ze kleine; ez ist unghahet.
 tumber gouch, der dran betaget oder benahet!
 wil er wizen daz nie wart gepredjet noch gepfahet.

Von welch ergreifender Art, von welch hinreissender Schönheit aber ist Dante's Schilderung dort, wo er Sordello die Reisenden ins Thal der Fürsten führen lässt. Am Abhange des hochragenden Paradiesesberges zeigt sich eine liebliche Grotte erfüllt von Paradieses Blumen-Schmuck und Duft. Die Sonne neigt sich zum Scheiden und sendet verklärend ihre letzten, lichten Grüße in die freundliche Schlucht. Ihre Bewohner aber nehmen die Schönheit nicht wahr, die ihre Umgebung schmückt und erfüllt, sondern schicken voll heiliger, inbrünstiger Andacht und mit wehmuthsvoll bewegter Stimme das „Salve Regina“ aus dem Thal der Thränen empor zur „Mutter der Barmherzigkeit“, auf dass sie in Bälde ihnen zeige — „Jesum, die gebenedeite Frucht ihres Leibes.“

Mit welcher Begeisterung, mit welch demuthsvoller und tiefinnerer Frömmigkeit Walther die Gottesmutter mit all den Wundern, die sie umgeben, mit dem reichen Segen, mit der Fülle des Trostes, die sie spendet, geschildert und begrüßt hat, dafür sprechen zahlreiche Stellen seiner Dichtung für sich selbst genug. Sie sind sämtlich von Wilmanns im „Leben“ S. 218—219 zusammengestellt worden.

Darnach preist Walther die göttliche Jungfrau als diu reine sūeze maget 3, 28, 78, 32, diu maget vil unbewollen 5, 19, diu maget ob allen mageden 4, 37, diu künegin ob allen frouwen 77, 12, diu gotes werde 7, 32, die Gott selbst sich zur Mutter erkoren hat 19, 6, 7, 22, diu gotes amme 4, 39, die den Heiland geboren hat 3, 28, 78, 34.

Ihre jungfräuliche Geburt wird als das größte der Wunder gepriesen 15, 10, 5, 35; sie empfind durch das Ohr 5, 23, 148, 10, sie trug und gebar ohne Sünden und Schmerzen 5, 35, sie ist maget und muoter 4, 2, 4, 21.

Im Leich häuft der Dichter die herkömmlichen Bilder zu ihrem Ruhme: sie ist die Gerte Aarons 4, 4, diu frie rōse sunder dorn 7, 23, die Balsamstaude 4, 35, das aufgehende Morgenroth 4, 5, diu sunnevarwiu klāre 7, 24, die Pforte Ezechiels 4, 6, der Saal für Salomons hohen Thron 4, 32, das Fell Gideons, das Gott mit seinem Thau begoss 5, 20. Sie blieb unversehrt in der Geburt, wie der feurige Busch Moses 4, 13, wie das Glas, durch welches die Sonne scheint 4, 10.

Sie ist die mächtige Himmelskönigin: himelfrouwe 5, 26, deren Wille im Himmel gilt 78, 36, der ihr Sohn nichts versagt 78, 33, 24, 23, die Gottes Zorn besänftigt 7, 21, und ihre Bitte vor dem Urquell der Barm-

herzigkeit erklingen lässt 7, 33. An sie, die barmherzige Mutter (7, 22), wendet sich daher der Mensch um Hilfe, Trost und Fürsprache 4, 2. 5, 15. 3, 9. 7, 33. 77, 13. Sie hat Theil an dem Erlösungswerk 5, 39, sie kann wahre Reue verleihen wie Gott 8, 3.

Zur Verherrlichung der Gottesmutter dienen noch besonders die folgenden Stellen der göttlichen Komödie:

Fegfeuer X, 34 fg:

Der Engel, der gebracht die Friedenskunde,
So lang ersehnt in Thränen und Gebet,
Die den verschlossenen Himmel zu dem Bunde
Dem neuen, aufthat, stand hier da geneiget
So wahrhaft und so lieblich an der Wand,
Dass er kein Bild zu sein schien, welches schweiget,
Er spräche Ave, hätte ich geschworen,
Weil die hier dargestellt war, welche fand
Den Schlüssel zu der hohen Liebe Thoren,
Und zu der Antwort schien sie sich zu regen:
„Sieh Gottes Magd“ — dies zeigte sich so rein,
Wie sich die Siegel ab im Wachse prägen.

Fegfeuer XX, 19 fg:

„Maria, süße!“ diese Worte sagen
Vernehme ich mit so lauten Weimens Schall,
Wie einer Frau in des Gebärens Klagen
Und darauf folgen: „Arm bist du gewesen!
Wie man es sehen kann an jenem Stall,
Den für die heilige Frucht du auserlesen!“

Paradies XXIII, 73 — Schluss gehört zum Schönsten, was der überaus reiche Marienkult hervorgebracht und ebenbürtig schließt sich dem der unvergleichlich schöne 31. Gesang an, wo der hl. Bernhard Dante's Führer jenen Preis erneuert, den er, wie kein anderer der hehren Himmelskönigin gespendet hat. Vers 115 fg:

Zum fernsten Kreis lass sich dein Aug' erheben,
So lang, bis du die Kön'gin schaust, der
Dies Reich ist unterworfen und ergeben etc. etc.

Die drei letzten Gesänge des Paradieses und der göttlichen Komödie erscheinen wie eine gewaltige Trilogie verbunden durch die leitende Idee, das Lob der Jungfrau und Mutter zu verkünden. Dass Dante aber den Introitus dazu St. Bernhard in den stets begeisterten Mund legt, ist allerdings zunächst durch die weit überragende, herrliche Stellung, die er als Verehrer der göttlichen Jungfrau einnimmt, hervorgerufen und bedingt, erklärt sich aber aus dem weitem Umstände, dass er vor dem Pater Seraphicus der größte, ja leidenschaftlichste (das Wort im heiligsten Sinne genommen) Verächter alles weltlichen Besizes war, und damit der edelste Mönch des christlichen Mittelalters vor dem hehrsten und größten, dem Heiligen von Assisi, dem Dante selbst den Platz vor Benedict und Augustin einräumt. Als solcher war St. Bernhard auch ein unerbittlicher Tadler aller kirchlichen Missbräuche und aller fürstlichen Ausschreitungen. So süß und innig seine Stimme klang, wenn sie den Preis Mariens kündete, so drohend erhob sie sich gegen diejenigen, die hinter dem Purpur und unter dem goldenen Diadem Glaube und Sitte, Recht und Gesetz schändeten. Und nicht zuletzt erwarb „Maria's Diener“ die besondere Gunst des redengewaltigen Florentiners durch die Art und Weise, wie er seinen Einfluss für die Verwirklichung eines Kreuzzuges geltend machte.

Nicht uninteressant ist es auch die Charakterzüge Dante's, wie sie der Nachruf Boccaccio's enthält, mit denen Walthers in Vergleich zu setzen. Boccaccio schildert Dante mit folgenden Worten: „In seinem öffentlichen Auftreten, wie in seinem häuslichen Leben war er äusserst gesetzt und geregelt, in seinem ganzen Gebahren mehr als andere leutselig und gesittet. Im Essen und trinken war er sehr mäßig, sowohl indem er die bestimmte Zeit einhielt, als indem er niemals über Bedürfnis genoss. Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Überlegung und auf eine dem Gegenstande entsprechende Weise. Nichts desto weniger war er, wo es noth that, sehr beredt, rasch und

treffend in seinem Vortrage. Er liebte die Einsamkeit und die Absonderung der Menschen, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Er hatte eine wunderbare Fassungs-gabe, ein sehr treues Gedächtnis und einen durchdringenden Verstand. Sehr begierig war er nach Ehre — er schätzte sich selbst sehr hoch und wusste gar wohl, was er galt; ausserdem war dieser treffliche Mann in all seinen widrigen Schicksalen sehr starkmüthig; nur in Einem war er, ich weiss nicht, ob ich ungeduldig oder gehässig sagen soll, nämlich in Parteiangelegenheiten.* Ich denke mir Walther ähnlich geartet. Für die Einleitung und den Schluss des Charakterbildes lassen sich als Parallele aus Walthers Dichtung seine Wertschätzung der Mäze beziehungsweise seine Rügesprüche geltend machen. Für weitere specielle Charakteranlagen des Dichters, die zum Vergleich dienlich sind, citiere ich L. 19, 25 fg:

Ich trunke gerne dá man bi der mäze schenket
und dá der unmäze niemen iht gedenket.

L. 84, 14 fg: Si frágent mich vil dicke, waz ich habe gesehen etc.

L. 11, 35 fg: Dar zuo sag ich iu mäere:
die fürsten sint iu undertân,
sie habent mit zühten iuwer kunft erbeitet,
und ie der Missenære
derst iemer iuwer áne wân:
von gote wurde ein engel ê verleitet.

L. 8, 4: Ich saz uf eime steine etc. etc.)*

L. 62, 1 fg: umb einer, daz si heizent ére,
laz ich vil dinges under wegen:
mag ich des niht mê geniezen,
stét ez als übel uf der stráze,
sô wil ich mine tür besliezen.

L. 66, 33 fg: Lât mich an eime stabe gân
und werben umbe werdekeit
mit unverzageter arebeit
als ich von kinde habe getân,
sô bin ich doch swie nider ich si, der werden ein,
genuoc in mîner mäze hô.

L. 105, 29 fg: mîn dienest lâz ich allez varn: — Niewan mîn lop alleine

L. 103, 3 fg: Ich hân dem Missenære — gefüegēt manec mäere etc. etc.

Am hehrsten und schönsten äussert sich die Gleichartigkeit der Gesinnung Walthers und Dante's in ihren Ideen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, über Kaiserthum und Papstthum, oder kurz gesagt, in ihrer Weltanschauung. Da zeigt sich vor allem der edle Freimuth ihrer Charaktere, die mächtige GröÙe ihrer Seele, die zwingende Folgerichtigkeit ihres Denkens, die gewaltige Art ihres nationalen Empfindens. Beide stellen sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit auf die Hochwart ihrer Zeit, von der herab ihr geistbeschwingtes Wort ertönt bald mahnend, bald warnend und drohend, das Wort des Sehers, der die Schäden der Zeit schaut und empfindet und das Vollbewusstsein des Mittels hat, das allein sie zu heilen vermag. Beide sind auch da der Menschennatur gerecht geworden und sind in demselben Momente, wo sie die höchste Wahrheit verkünden wollten, dem Irrthum und der Unbilligkeit oft in recht arger Weise verfallen.

Als die Hauptquelle des Unheils, das ihre Zeit überfluthet, erkennen beide Dichter die Habsucht — insbesondere des geistlichen Standes. Dante weist in jenen Höllenkreis, der die Habsüchtigen beherbergt, fast ausschliesslich Cleriker; unter den Simonisten erscheinen drei Päpste und schmerzlich beklagt er es, dass infolge des Mammonsdienstes die Kirche in einem gewissen Sinne gestorben und der Thron des hl. Petrus verwaist sei.

In höchst belehrender Art hat Wilmanns im ‚Leben‘ über dieses Capitel der Poesie Walters gehandelt und ich begnüge mich darauf zu verweisen (S. 226—227, 421—422, 248—251, 446—447).

Auch darin begegnen sich die beiden Dichter, dass sie im Kampf gegen Papst und Clerus sich auf die Autorität der hl. Schrift berufen, wobei natürlich

*) Vgl. Domanigs Ausführungen über Walthers Liebe zur Einsamkeit im „klösenære“.

Dante seinen Mitkämpfer durch seine Bibelfestigkeit weit überbietet. Am bezeichnendsten ist Dante's Hinweis auf die absolute Unfähigkeit der Kirche, zeitliche Güter zu erwerben auf Grund des scharfen Verbotes bei Matthäus 10, 9: „Wollet nicht Gold besitzen noch Silber, noch Geld in eurem Gürtel, noch eine Tasche auf der Reise!“

Wie sehr die diesbezügliche Anschauung Dante's und Walther's sich entgegenkommt, zeigt vor allem ihr Verhalten gegenüber der vermeintlichen Constantinischen Schenkung. In seiner wissenschaftlich gründlichen Art sucht Dante den Nachweis zu liefern, dass diese Schenkung göttlichem und menschlichem Recht widerstrebe. Constantin habe weder das Recht gehabt, von seiner kaiserlichen Gewalt zu Gunsten der kirchlichen etwas zu vergeben, noch auch die Kirche eine derartige Entäußerung gutzuheißen und sich zu Nutze zu machen. Durch die Constantinische Schenkung sei der ungenährte Rock Christi zerrissen und ein Frevel begangen worden, der bei der Kreuzigung des Heilands vergeblich nach seines gleichen suche. Denn selbst die Lanze, die die Brust des Gottessohnes durchbohrte, habe den Rock desselben verschont. Die Schenkung Constantins ist nach Dante's Auffassung lediglich eine *usurpatio juris* und die Quelle der tausendfachen Übel, die die Welt verheerten. Mit der gleichen Heftigkeit, jedoch ohne Heranziehung des wissenschaftlichen Apparates, dessen sich Dante bedient, hat Walther von der Vogelweide gegen die Constantinische Schenkung geeifert, sie ist vielleicht sogar der Ausgangspunkt seiner gewaltigen und bedenklichen Polemik, die seinen Namen bekannter gemacht hat, als seine Dichtung. Durch ein Menschenalter ist er dieser Idee treu geblieben und hat sie immer wieder und in den leidenschaftlichsten Tönen verfochten. Mit dieser Idee trat er in den Kampf ein für Kaiser und Reich, gegen den Papst und den Clerus, mit ihr hat er ihn als lebensmüder Greis beendet.

Der Gedanke von der Schädlichkeit und Verwerflichkeit der Constantinischen Schenkung beruht jedoch weder bei Walter noch bei Dante auf einer frivolen oder radicalen Weltanschauung, sondern erscheint lediglich als die unvermeidliche Consequenz der Idee des Kaiserthums, die beide in gleicher Weise erfüllt, mit der gleichen Macht bewegt.

Dante wird nicht müde, den Beweis zu führen, dass die kaiserliche Gewalt unmittelbar von Gott herstamme und dass sie vor der Kirche in voller Kraft, wenn auch der Weihe des Christenthums entbehrend, bestanden habe (Monarchie § 12). Unbegrenzt erscheint ihm die Macht des Kaisers und allgebietend lässt er den Kaiseradler schweben über den Küstensand und das weltferne Ufer, zu dem die äusserste Meereswooge drängt. Wer erinnert sich dabei nicht an Walthers Verherrlichung des Kaiserthums, als er die Höhe seines dichterischen Schaffens und Ruhmes erklimmen hatte?

Hêr keiser sit ir willekomen.
 der küneges name ist iu benomen:
 des schinet iuwer krône ob allen krönen.
 Hêr keiser ich bin frônebote
 und bring iu boteschaft von gote.
 ir habt die erde, er hât daz himelriche.

 er rihtet iu da er voget ist,
 klagt ir joch über den tievel ûz der helle.

 Ir tragt zwei kaisers ellen,
 des aren tugent, des lewen kraft.
 Hêr kaiser, swenne ir Tiuschen fride
 gemachet stete bi der wîde,
 sô bietent iu die fremden zungen êre.

Die Idee von der weltbeherrschenden Macht und Bedeutung des Kaiserthums hat sich Walther nicht erst in jener Zeit angeeignet, in der seine berühmten Sprüche gegen die päpstliche Universalmonarchie entstanden, sondern mit ihr hat er begonnen und geendet. Dafür zeugen vor allem die Sprüche des sogenannten Reichstones, deren festgefügte Einheitlichkeit nur eine

traurige Verirrung der Kritik trennen konnte, um sie verschiedenen Jahren zuzutheilen. Dass der dritte Spruch kaum viel früher als um die Mitte des Jahres 1201 entstanden ist, behauptet Wilmanns mit Bestimmtheit, dass der erste etwa der nämlichen Zeit zugehört, erscheint ihm wahrscheinlich und mit Recht, denn beide zeigen klar und deutlich die volle Entwicklung der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit.“ Nur den zweiten Spruch setzt er, der landläufigen, mechanischen Auffassung des Verses L. 9, 15: Philippe sitze en weisen ûf nachgebend vor den September 1198, vor die Krönung Philipps. Allein gegen diese Auffassung spricht Alles. Abgesehen von dem ästhetischen Bedenken, die drei herrlichen Sprüche zu trennen, ist es unlogisch, den allgemeinen Spruch L. 8, 4 fg., die Begründung des Wunsches, den der Vers L. 9, 5 enthält, später zu setzen als den Wunsch selbst. Ferners steht L. 9, 28 fg. und L. 9, 16 fg. in gleich untrennbarem logischen Zusammenhang wie die Sprüche des Ottentones, die gegen den Papst und für den Kaiser eintreten, endlich setzt der Spruch L. 9, 28 fg. mit seiner breiten Einleitung nicht minder jene weitgediehene Zerfahrenheit der öffentlichen Verhältnisse voraus, die die beiden anderen Sprüche zum Gegenstand haben. Ihre Heilung erwartet der Sänger nur von der Erneuerung des Kaiserthums, dessen Kraft Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. so glänzend bewährt hatten. Denn diese Idee, die ich für die Grundidee der Sprüche des Reichstones ansehe, beherrscht den Dichter von dem Spruche an, in welchem er die Constantinische Schenkung behandelt, sie hat ihn eigentlich zum politischen Dichter gemacht. Deshalb strebt er, als er den Wiener Hof meiden muss, über Thüringen hinweg, wo er aus Zechern Kämpfen des Kaiserthums machen möchte, darnach, dass das rîche und ouch diu krône ihn zu sich nehme und es ist von bedeutsamem Belang, dass Walther in dem chronologisch unerschütterlichen Weihnachtsliede auf den Umstand verweist:

Dâ gienc eins keisers bruoder und eins keisers kint.

Und von besonderer Bedeutung sind die Schlussverse des Spruches L. 18, 29, den auch Wilmanns mit L. 19, 5 verbindet, also an den Ausgang des Jahres 1199 stellt:

swer nû des rîches irre gê,
der schouwe wem der weise ob sîme nackte stê;
der stein ist aller fürste leitesterne.

Denn diese Verse bekunden doch nur den patriotischen Wunsch des edlen Sängers, es möge Philipp zu einmüthiger Anerkennung gelangen und nur diesen Gedanken verbunden mit dem weiteren Wunsche, es möge Philipps Königthum zu voller Machtentfaltung kommen, erkenne ich als die leitende Idee der Sprüche des Reichstones und speciell des Spruches L. 9, 28 fg. In dieser Auffassung können mich die Verse des einen Spruches, der die Constantinische Schenkung behandelt, nur bestärken, nämlich L. 25, 20—23:

alle fürsten lebet nû mit êren,
wan der hêhste ist gewachet:
daz hât der pfaffen wal gemachet.

Wie gewaltig, ja fast überschwinglich schildert auch Dante die erlösende Art eines machterfüllten Kaiserthums, vor allem in seinen „politischen Briefen.“ So enthält der fünfte Brief folgenden Aufruf. Sieh da die ersehnte Zeit, die die Zeichen des Trostes und des Friedens heraufführt. Ein neuer Tag will uns leuchten und strahlend nimmt die Morgenröthe das traurige Dunkel eines endlosen Elends von uns: es röthet sich der Saum des Himmels und eine liebliche Helle bekräftigt die Ahnungen und die Wünsche der Völker. So frohlocke denn Italia, deren Unglück sogar das Mitgefühl der Sarazenen erweckt. Dein Bräutigam, der Trost der Welt und der Ruhm deines Volkes, der milde Heinrich, der Hehre, der August, der Cæsar, eilt herbei zum Vermählungsfeste. Lass den Quell deiner Thränen versiegen, vertilge die Spuren deiner Trauer, du herrliche Braut! Denn es naht derjenige, der dich aus den Fesseln der Gottlosen befreit, der mit der Schärfe seines Schwertes die Bösen trifft und seinen Weinberg andern Winzern vertraut. Ich

ermahne euch nicht nur zu ehrfurchtsvoller Erhebung, sondern auch zu staunender Bewunderung vor ihm.

Und im sechsten Brief schreibt er voll Zorn an die Florentiner: Weil der Thron des Augustus verwaist ist, erscheint die ganze Welt aus der rechten Bahn gewichen, sind Steuermann und Ruderer eingeschlafen im Schiffein Petri und unsäglich, unbeschreiblich sind die Leiden des armen Italien, dass selbst die Thränen seiner unglücklichen Bewohner sie nicht zu Ende messen können. In ähnlicher Weise klagt Dante im „Fegfeuer“:

Weh, sklavisches Italien, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuer in dem Wettersturme
Du Ärmste forsch an deinen Meeresküsten
Im ganzen Umkreis, blick' in deinen Busen,
Ob wohl ein Winkel sich der Ruh' erfreue.

An einer andern Stelle redet der Dichter die römischen Praelaten mit den Worten an:

Ihr Alle, die ihr Gott dem Herrn geweiht seid
Und Cæsar seinen Sitz nicht wehren solltet,
Verkündet ihr, was euch der Himmel zuwies:
O seht, wie störrig dieses Ross geworden,
Weil es der Sporen Stachel nicht mehr witzigt,
Seit eure Hände in die Zügel griffen.

Wie harmonisch klingen an diese Worte die Verse Walthers L. 10, 22—24 an:

die rehten pffaffen warne, daz si niht gehören
den unrehten, die daz riche wænent stören;
scheiden von in oder scheiden alle von den kœren.

Wie die Kaiseridee eng verbunden ist mit dem Gedanken von der Verderblichkeit der Constantinischen Schenkung, so hängt mit ihr auch der weitere Gedanke zusammen, dass nur die vollständige apostolische Armuth die Kirche zu neuer Herrlichkeit und Segensfülle zu erheben vermöge. Hierauf bezieht sich Dante in der Hölle XIX, 90 fg., wo er den simonistischen Papst mit den Worten apostrophiert:

Nun sag mir einmal, welche Schätze wollte
Der Herr, als er dem Petrus übergeben
Die Schlüsselmacht? Gewiss, er sagte bloß:
„Mir nach auf meinen Spuren sollst du streben.“
Und keiner der Apostel hat begehret
Gold von Mathias, welchem durch das Los
Die Stelle des Verräthers ward gewähret.
D'rum bleib, gerechter Pein giengst du entgegen,
Und hüte wohl das schlimm erworbene Gut.
— Eure Habgier betrübt die Welt
Drückt Gute und verleiht dem Bösen Adel.

Ihr machtet Gold und Silber euch zum Gotte;
Seid ihr nicht ganz den Götzendiern gleich?
Nur hat für Einen Hundert eure Rotte.
Ach Constantin, welch Unheil ist gekommen
Nicht, weil du dich bekehrst, doch weil dein Gut
Der erste Papst, der reich ward, angenommen.

In ähnlicher Weise spricht sich Dante auch gegen den Schluss des 32. Gesanges des Fegfeuers in einem der großartigsten und räthselvollsten Bilder seiner Dichtung aus. Ebenso, nur gelinder in der Form, urtheilt Walther in dem zweiten Spruche, der die Constantinische Schenkung behandelt, L. 10, 25 fg.:

Solt ich den pffaffen räten an den triuwen mîn,
sô spräche ir hant den armen zuo „sê daz ist dîn;
ir zunge sunge unde lieze manegem man daz sîn;
gedahten daz ouch si durch got ê wæren almuosnære.

Bevor noch die ruhmreiche Institution der Bettelorden ihre erlösende Wirkung geäußert hat, galt der Eremit als der eigentliche Repräsentant jenes ideal christlichen Geistes, der, der Welt und ihren Freuden abgekehrt, durch Gebet und Betrachtung sich selbst zu heiligen strebte und durch sein Beispiel zur Einkehr und zu christlichem Lebenswandel ermunterte. Wie im Parcival

Wolframs von Eschenbach die Umkehr des Helden zu Glauben und Buße, zu Kirche und Gott sich in der stillen Klause des Eremiten vollzieht, so macht Walther den klösenäre zum Prototyp echt christlichen Sinnes und rückt seinen wellfremden, innigfrommen, tiefchristlichen Sinn seiner Zeit und vor allem dem Clerus vor, dass er an ihm sich bespiegeln und davon geistig und sittlich gesunde. Der Klausner Walthers ist mit seiner Demuth, Armuth und Keuschheit, mit seiner Gottinnigkeit und Weltentfremdung der Typus der vorconstantinischen, durch den Mangel an weltlichem Besitz, durch die Abwesenheit von Stolz und Habsucht glorreichen Kirche. Walther hat den Clerus vor der „Schenkung“ in dem einen der Sprüche, die dieselbe betreffen, kurz aber deutlich geschildert, L. 10, 32:

wan daz si dô wären kiusche und übermüete lere.

In einem Spruche des gleichen Tones, der unmittelbar an den eben citierten anschließt, erscheint er geradezu als Veterane des echten Kirchen- und Christenthums und tritt in den vollen Gegensatz zu den modernen Vertretern desselben. Ihm selbst, dem der Dichter lebendige Gestalt und volle Verkörperung zu geben bemüht ist, legt er das Recept in den Mund, mittels dessen die Heilung dieses neuartigen Kirchenthums sich vollziehen soll, L. 10, 33 fg:

Min alter klösenäre, von dem ich sô sanc,
dô uns der erre bâbest alsô sere twanc,
der fürhtet aber der goteshüse, ir meister werden kranc.
er seit, ob si dië guoten bannen und den übeln singen,
man swenke in engegene den vil swinden widerswanc:
an pfrüenden und an kirchen müge in misselingen.

Durch diesen Spruch erhält auch der schöne Schluss im dritten Spruche des Reichstones einige Beleuchtung, indem der alte, schlichte Klausner antithetische Gestalt und Wirkung gewinnt gegenüber dem jugendlichen Papst und den hochfliegenden Plänen seines modernen, die kaiserlichen Gerechtsame zerstörenden Imperiums:

ich hörte verre in einer klüs
vil michel ungebære:
dâ weinte ein klösenäre,
er klagete gote siniu leit,
,owê der bâbest ist ze junc: hilf, hêrre, diner kristenheit.

Dass man Walthers herrliche Allegorie durch eine concrete Persönlichkeit stören wollte, gehört zu den unerfreulichsten Erscheinungen der Forschung über den Dichter und seine Dichtung; Uhland hat bereits das Richtige erkannt und Wilmanns erledigt die diesbezüglichen Hypothesen mit sprechender Kürze.

Eine fruchtbare Parallele zwischen Dante und Walther ergibt sich auch aus der Art und Weise, wie beide für ihre Bestrebungen, für die Idee eines mächtigen Kaiserthums bei Fürsten und kirchlichen Würdenträgern zu wirken bemüht sind. So wissen wir von Dante, dass er auf die einflussreichsten Politiker Italiens, auf Cardinäle und Päpste in diesem Sinne zu wirken strebte, damit dem Kaiser Heinrich die Bahn geebnet würde. Walther aber wirft sich sogar dem Kaiser Otto gegenüber, als er, mit dem Bannfluch beladen, aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, zum Sprecher der Fürsten auf und versichert ihn ihrer unwandelbaren Treue. Walther, den vor allem der so hoch erhobene Markgraf von Meißen arg im Stiche ließ, hat hierin manch bittere Enttäuschung erlebt gleich Dante, der auch hart und oft genug erfuhr, dass die eigene Partei im Verfolg selbstiger Interessen das hehre Banner nied, das er treu in der Hand hielt und unermüdlich vorantrug.

In seinem Feuereifer für die Sache des Kaisers geht Walther soweit, dass er Bischöfe und Cardinäle dem Papste abspenstig zu machen und sie auf die Seite des Kaisers zu ziehen versucht, L. 33, 1 fg.:

Ir bischofe und ir edeln pffafen ir sit verleitet.

ir kardenäle ir decket iuwern kôr:
 unser alter frôn stêt undr einer übeln troufe.)*

Es ist merkwürdig, wie wir bei Dante und Walther dieselbe leidenschaftliche Verblendung, den gleichen bis zur Glühhitze gesteigerten Hass bei dem einen gegen Innocenz III., beim andern gegen Bonifac VIII. wahrnehmen, ein Hass, der sie soweit führt, den unbezweifelbar makellosen Ehrenschild dieser beiden gewaltigen Päpste in so unerquicklicher Weise zu behelligen. Auf beide Dichter verdienten dieserhalb die strafenden Worte angewendet zu werden, die Dante gegen die eingewurzelte Leidenschaftlichkeit gebraucht:

O blinde Leidenschaft, o tolle Zornwuth
 Die so uns stachelt in dem kurzen Leben
 Und so darauf im ewigen uns einsenkt.

Den nämlichen Gedanken, den Walther L. 33, 1 fg., einem der zornigsten Sprüche gegen den Papst, ausspricht, enthält eine der berühmtesten Stelle des Inferno, die Apostrophe Nicolaus III. (XIX, 52 fg.):

Er aber schrie: bist schon hier eingetroffen
 O Bonifaz? Um Jahre täuschte mich
 Also, was von der Zukunft ward vernommen.
 Bist du so bald der Habe überdrüssig
 drob du dich nicht entblödet, zu umstricken
 Die schöne Gottesbraut und sie zu schänden?

Denn die Gottesbraut ist eben die Kirche. Überhaupt ist der Parallelismus zwischen Dantes und Walthers Rügedichtung gegen den Papst und die Curie am hervorstechendsten, wenn man mit den Sprüchen des „zweiten Ottentones“ einzelne Stellen der „Komödie“ vergleicht. So schildert er Florenz als den Hauptsitz des Guelfenthums und sagt Paradies IX, 127 fg.:

*) Der betreffende Spruch ist wegen V. 7—8 viel erörtert worden. Die Verse lauten:

nû lèrets in sin swarzez buoch, daz ime der hellemôr
 hât gegeben, und ûz im leset sîniu rôr.

Wilmanns bemerkt dazu in der Ausgabe: „Eine befriedigende Erklärung des Rohres ist noch nicht gefunden. Lachmann dachte anfangs an den Opferstock (34, 14) und so auch Simrock S. 68, J. Grimm vermuthete ûz im lesent si nû rôr, aus der Erfindung des höllischen Buches schneiden sie nun Pfeifen, oder liset sîniu rôr, der Papst schneidet sich seine Pfeifen; vgl. wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden. W. Grimm: ûz im leset sîniu rôr, ir kardenäle, aus diesem schw. Buch müsst ihr Kardinäle lesen (rôr = Schrift?). Wiggert (und ûz im les et oder er): damit er daraus seine Halme lese, seine Ernte thue, seinen Schnitt mache, oder mit Bezug auf das Bild des folgenden Verses, damit er daraus sein Stroh oder Rohr zum Dachdecken sammle. Bezzenberger (ZdfPh. 6, 37) nimmt eine frühere Vermuthung Wackernagels (bläst er) auf und vergleicht Catos sprichwörtlich vielfach gewandte Sentenz: *fistula dulces canit, volucrum dum decipit aiceps*; aber was sollte der Plural? und kann man sagen, ‚er bläst Pfeifen aus einem Buche?‘ Lachmann meint, Walther fordere die deutschen Bischöfe auf, dem Papst für die Ertheilung geistlicher Ämter kein Geld mehr zu geben, denn Petri Lehre sei das nicht. Weiter interpretiert er, indem er lër etz und les et schreibt: ‚mag er solche Lehre und Rohr für sein Dach aus seinem Zauberbuch herauslesen.‘ Aber die Verbindung der beiden Gedanken wäre seltsam und nahezu unverständlich; und der Chor wird doch nicht mit Rohr gedeckt. Dass das Rohr zu dem decken des Chores Beziehung habe, glaube ich nicht; in v. 7 von der Überlieferung abzuweichen liegt kein Grund vor. Die Schwierigkeit liegt in den Worten lesent sîniu rôr; am annehmbarsten scheint mir noch J. Grimms zweite Erklärung. Und zu Vers 9 bemerkt Wilmanns: ‚Man erinnert sich eines Streiches, den der Pfaffe von Kalenberg seinen Bauern spielt. Er überlässt ihnen großmüthig, ob sie lieber den Chor oder das Langhaus decken wollen. Aus Sparsamkeit wählen sie den Chor, und müssen dann, während der Pfaff geborgen ist, im Regen stehen.‘

Der Spruch ist jedoch gut überliefert, sein Inhalt von geradezu durchsichtiger Klarheit, die Deutung eine einzig mögliche und unzweifelhafte. Der Spruch ist voll dramatischer Lebendigkeit; es jagt darin eine Antithese die andere. Den Bischöfen und Cardinälen, denn diese sind wohl unter den edlen Pfaffen zu verstehen, wird der Papst gegenübergestellt, der sie mit dem Strick des Teufels führt; der Schlüsselführung weiland St. Petri tritt die Simonie des dormaligen Papstes, der hl. Schrift und ihrer ehrwürdigen Autorität das höllische Buch der Decretalen mit ihren neuartigen und verderblichen Forderungen gegenüber. Aus diesem Teufelsbuche sammelt der Papst das (faule) Rohr, mit dem er die Kirche Christi decken will — aber das Dach ist auch darnach. Der Schluss enthält ein Videant consules! Ihr Kardinäle, ruft der Dichter aus, habt Acht auf euren Chor, ihm und der Kirche droht eine arge Traufe. Es ist dieselbe Idee, die wir im Bilde des Klausners kennen lernten, eine Grundidee, ein mächtiges, großes Princip, ein hochragender Pfeiler, auf den sich die Weltanschauung des Dichters stützt. Die alte Kirche ist gefährdet durch die neuen Präntensionen des Papstthums.

Denn deine Stadt, gepflanzt einst durch Jenen,
 Der seinen Rücken wandt' zuerst dem Herrn (i. e. d. Teufel)
 Und dessen Neid einst schuf so viele Thränen,
 Zeugt die verfluchte Blüt', durch welche irren
 Die Schaf und Lämmer, von der Weide fern,
 Weil sie zum Wolf gemacht hat ihren Hirten.
 Drum ist das Evangelium unbeachtet,
 Drum sinds die großen Lehrer, da der Rand
 Der Decretalen zeigt, wornach man trachtet
 Daran nur denken Pápst' und Cardinäle,
 Ihr Sinn geht nicht zum Nazaräerland,
 Wo Gabriel erschien der heil'gen Seele.

Es würde zu weit führen aus Walthers erwähnten Sprüchen längere Citate auszuheben; nur die markante Stelle L. 33, 26 fg. sei erwähnt:

si widerwirkent sinu werc und felschent sinu wort.
 sîn kamerære stilt im sînen himelhort,
 sîn süener mordet hie und roubet dort,
 sîn hirte ist zeinem wolf im worden under sînen schäfen.

Ausserdem sei an den Spruch L. 33, 1 fg. erinnert, sowie an den Leich L. 6, 30 fg.:

unkristenlicher dinge ist al diu kristenheit sô vol.
 swâ kristentuom ze siechhûs lit, dâ tuot man im niht wol.
 In dûrstet sêre
 nâch der lère
 als er von Rôme was gewon:
 der im die schancte
 und in dâ trancte
 als ê, dâ wurd er varnde von.
 Swaz im dâ leides ie gewar,
 daz kam von simonie gar etc. etc.

Zur selben Zeit, als Dante und Walther ihre heftigsten Angriffe gegen die Curie schleuderten, haben sie sich gedrängt gefühlt, eine herrliche confessio fidei christianae abzulegen, jeder nach seiner Art und Kraft, aber jeder so, dass an der Unverfälschtheit nicht nur seines Christenthums sondern gerade seines Kirchenthums ein Zweifel ausgeschlossen erscheint. Ich möchte behaupten, dass der Vergleich mit Dante der Annahme eine wenigstens moralische Unterstützung gewährt, dass Walthers Leich, wie die bedeutendsten Forscher aus andern guten Gründen behaupten, gleichzeitig mit den Rügesprüchen gegen den Papst und den Clerus und — mit den beiden (?) Kreuzliedern entstanden ist.

Merkwürdig ist die Übereinstimmung zwischen Walther und Dante in einem völlig speciellen Falle. Es wird immer zu den großartigsten und unvergesslichsten Bildern der göttlichen Komödie gehören, wie der große Dichter die letzte Abtheilung der Gewaltthätigen im dritten Binnenkreise schildert. Dante lässt den Gürtel seines Bußhabit in die dunklen Tiefen gleiten. Einst hatte er damit den „buntgefleckten Pardel“ fangen wollen, jetzt holt er damit aus dem schaurigen Strombett des Phlegethon das Ungeheuer Geryon, das den achten Kreis bewacht, den vorletzten, denn im neunten und letzten hausen, in der äußersten Tiefe, diejenigen, die zu Verräthern geworden an Gott und Kaiser. Die Zauberkraft des heiligen Gürtels that also ihre Wirkung, wie dies die Verse schildern:

Ich sah durch jene Luft so dick und dunkel,
 Sich eine schwimmende Gestalt erheben,
 Die Staunen weckte selbst in muth'gen Herzen.

Mit dem eigenartigen Geberdenspiel lauernder Tücke und Bosheit erscheint das schnöde Ungeheuer: „Es streckt sich vor und zieht hinten sich zusammen“ — imagine di froda. Mit dem hehren Antlitz des Gerechten „so lieblich war die Haut von aussen“, taucht es auf, bunter Flitter hängt um Brust, Rücken und Flanken, Tatzen und Arme sind bis zu den Achseln behaart. Gleich einer Barke, die halb am Ufer liegt, halb auf dem Wasser schwebt, kauert es da; sein Schlangenschweif endigt in eine Scorpionsspitze, die es, wie angelnd, in die Tiefe sendet. Furchtbarer erscheint es als die

Ungeheuer alle, die die antike Sage schildert, als die Centauren und Harpyen, furchtbarer als der wilde Minotaurus. Sein ganzes Wesen ist die markige Versinnbildlichung tieferer Schlechtigkeit und Schändlichkeit, ekler Heuchelei, unheilbarer Niedertracht, vor sich selbst erbebender Gemeinheit. Jede seiner schwer controlierbaren, schwer zu errathenden Bewegungen athmet todbringenden Verrath:

Sieh da das Thier mit dem gespitzten Schweife,
Das Berge übersteigt, das Wehr und Mauern
Durchbricht; dies ist's, das alle Welt verpestet.

Die unsäglich ausschreitende Verlogenheit der Politik, das widerwärtige Ränkespiel derselben, wie sie damals in Italien beherrschend auftrat, spiegelt sich nicht in letzter Linie in der Gestalt des Ungeheuers, das der Phlegeton, der Macht des heiligen Gürtels weichend, ausspeit.

Und nun hören wir Walther L. 29, 4 fg.:

Ich hân gesehen in der werlte ein michel wunder:
wærz uf dem mer, ez diuhte eine seltsæne kunder;
des mine fröide erschrocken ist, mîn trûren worden munder.
daz glîchet einem bösen man. swer nû des lachen
strîchet an der triuwen stein, der vindet kunterfeit.
er bîzet dâ sîn grînen niht hât widerseit.
[sîn valscheit tuot vil manegem dicke leit.]
zwô zungen habent kalt und warm, die lîgent in sîne rachen.
in sînem sîezen honège lit ein giftic nagel.
sîn wolkenloses lachen bringet scharpfen hagel.
swâ man daz spûrt, ez kêrt sîn hant und wirt ein swalwen zagel.*)

In derselben energischen Art verfolgen auch beide Dichter die einheitliche und kräftige Durchführung des großen Gedankens, der die mittelalterliche Christenheit seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts immer von neuem bewegt, nämlich die Rückeroberung des heil. Grabes. Und in merkwürdiger Übereinstimmung sehen beide als die größten Widersacher der Idee des

*) Vers 14 ist wieder viel unstritten: Wilmanns sagt in der Anmerkung: Eine befriedigende Erklärung ist noch nicht gefunden. Die Schwalbe führt in ihrem schnellen Fluge scharfe Wendungen aus und taugt deshalb wohl zum Bilde der Behendigkeit (Winsb. 27, 5) ebenso aber auch der Schwanz, der ihren Flug richtet. So verlangt Frauenlob (M. S. H. 3, 142a 3) von den Liebenden, dass sie einander ehrlich begegnen: ir liep war niht ein krumber nagel; daz ist ein hagel, swâ liebe haft uf swalwen zagel, valsch ist ir pfât. (also dieselben Reime wie bei Walther); vgl. Mhd. Wb. II, 2, 270a, 36 und was Ettmüller zu Frauenlob 317, 9 anführt, schwâlben, mendaciolo rem aspergere. Demnach scheint mir die Auslegung von swalwen zagel ziemlich sicher, nicht aber, wie dieser bildliche Ausdruck sich mit dem vorhergehenden verbindet. Lachmann führt W. Grimm an: „Der Böse schwört, dass er nichts Böses im Schilde führe. In der Volkssprache heißt noch jetzt einen Schwalbenschwanz machen soviel als die beiden Finger austrecken, einen Eid ablegen.“ Noch weniger wahrscheinlich sind die Erklärungen, die Bezenberger (ZfdPh. 6, 34) in der Gebärdensprache der Italiener, und Wackernell (ZfDA. 26, 296) im Dialekt des Oberimthals suchen.“

Das Drolligste in dieser Angelegenheit hat sicherlich Wackernell geleistet, indem er Walthers geistvollen und formvollendeten Spruch in die duftige Pointe des Schwalbendrecks ausklingen lässt. Ich muss gleich Wilmanns diese Deutung von Walthers Spruch abwehren, ebenso wie die an und für sich vernünftigeren andern Auslegungen; hagel-zagel werden auch sonst öfters zusammengebracht, so Parc. 297, 11:

ez was ir fuore ein strenger hagel
nôch scherpfer dan der bîn ir zagel (vgl. auch Wh. 54, 24, 332, 4).

Wigal. 7790: owê dir Tôt! du bist ein hagel
vil bitter riuwe treit din zagel.

Ferners Parc. 2, 20: sîn triwe hat so kurzen zagel.

Diese Stellen scheinen jedoch für die Erklärung von L. 29, 14 keinen Belang zu haben. Bedeutsamer aber erscheint Parc. 2, 20 zusammengehalten mit Hartmanns Gr. 1825:

er was der viende hagel, an jâgen ein houpt, an fluht ein zagel.

Stellt schon „zagel“ an und für sich die Behendigkeit des Verschwindens dar, so ist swalwen-zagel, da die Behendigkeit eine hervorstechende, auch in der modernen Lyrik betonte Eigenschaft der Schwalbe ist, gewissermaßen ein non plus ultra von Raschheit oder „Fixigkeit.“

Zu „swalwenzagel“ tritt „ez kêrt sîn hant“ wenn ich es so nennen darf, wie ein tautologes oder intensives Attribut — im gleichen Moment erst, sobald man den Hagel spürt, ist auch das Lachen verschwunden. Ich denke, Wilmanns wird diese leichte Ergänzung seiner im Wesen correcten Auffassung billigen.

Kreuzzuges die jeweiligen Päpste an, die einerseits durch ihre universalistische Politik die kaiserliche Macht im Verfolg dieses hehren Zieles hemmen und andererseits oder eigentlich deshalb die Christenheit in zwei feindliche Lager sondern und die nothwendige Einheit zerstören.

Diesen Vorwurf erhebt Dante namentlich im **XXVII.** Gesang der Hölle, in dem rhetorisch gewaltigen Abschnitt, der von Guido von Montefeltro handelt und wiederholt ihn im **XXVII.** Gesang des Paradieses, wo er St. Petrus folgende Rüge sprechen lässt:

Er, der auf Erden meinen Platz sich annaßt,
 Ja meinen, mein Platz, der unbesetzt ist
 Im Angesicht des Gottessohnes, machte
 Mache zur Blut- und Schmutzkloake meine Grabstatt,
 Dass sich darob der böse Engel selber,
 Der aus den Himmel stürzte, drunten freuet. —
 Dann fuhr er fort mit also lauter Stimme
 Zu reden, dass des Tones Wechsel gleichkam
 Der frühern Wandlung seines Angesichtes:
 Es ward die Braut des Herrn nicht großgezogen
 Mit meinem und mit Linus' Cletus' Blute
 Um dann zu schönem Golderwerb zu dienen.
 Nein, zur Erwerbung dieses heitern Lebens
 Vergoss sein Blut nach vielen Thränen Sixtus
 Und Pius und Callistus und Urbanus.
 Es war nicht unsre Absicht, dass zur Rechten
 Von denen, welche uns im Amte folgten,
 Ein Theil der Christen stünd', ein Theil zur Linken.
 Di Schlüssel, die mir anvertraut wurden,
 Sie sollten nicht zum Falmenzeichen werden,
 Getaufte Christen damit zu bekriegen.

Nimmt man noch die entschiedene Misbilligung des Dichters im XIX. Gesang des Paradieses über die Verhängung das Interdictes, das Unschuldigen hinwegnimmt „das Brod, das Gottes Güte Jedem spendet“, so erhält man dafür aus Walthers Dichtung wieder eine Reihe schöner Parallelstellen:

Walther nimmt auch in Bezug auf die Betreibung und Förderung des Kreuzzugsgedankens eine geradezu hervorragende, ja einzige Stellung unter den Minnesängern ein. Aber nicht nur mit aufmunternder Rede hat Walther für diese Idee gewirkt, sondern auch die Waffe leidenschaftlichen Zornes und schneidigen Hohnes gegen ihre Feinde geschwungen oder gegen ihre lauen Vertreter. Hieher gehört der Spruch L. 10, 9 fg.:

Rich, hêre, dich und dine muoter, megde kint
 an den, die iuwers erbelandes vînde sînd.
 Iâ dir den kristen zuo den heiden sîn alsô den wint
 du weist wol daz die heiden dich nicht irrent alters eine.

Die Anspielung auf den Papst⁵ ist hier wie in dem gleichzeitigen Spruche L. 10, 17: Bot, sage dem kaiser etc. von unbedingter Sicherheit. Schließen wir noch L. 9, 32 fg.: sie bienen die si wollen, L. 11, 1 fg. er seit, ob si die guoten bannen und den übeln sîngen und L. 124, 26:

uns sint unsenfte brieve her von Rôme kômen,
 uns ist erloubet trûren und frôide gar benomen.
 daz mûet mich inneclîchen (wir lebten ie vil wol).

an die vorigen Stellen an, so ist die Gleichartigkeit in dem diesbezüglichen Ideengange der beiden Dichter deutlich erkennbar.

Wie beide Dichter dem tückischen Schleicher, der feig im Hinterhalt lauert, aufs äußerste abhold sind, dagegen um Milde für den offenen Gegner, der die Waffen streckt plaidieren, zeigen Dante's politische Briefe und Walthers Sprüche wiederholt, so namentlich bezüglich Walthers L. 105, ¹³ fg.:

Nû sol der keiser hêre
 fûrbrechen dur sîn êre
 des lantgrâven missetât.
 Wand er was doch zewâre
 sîn vîent offenbâre:
 die zagen truogen stillen râet etc.

Auch der althergebrachte, vom heil. Bernhard wie von Innocenz III. erörterte Gedanke, dass Gott das heilige Land natürlich durch eigene Macht, etwa durch die Legionen der himmlischen Heerschaaren den Händen der Ungläubigen entreissen könnte, ein Gedanke, der an ein bekanntes Wort des Heilands auf dem Ölberge anschließt, wird von Dante wiederholt, von Walther in der eigenthümlichen Spruchreihe behandelt, nämlich L. 78, 24 fg. (Vergl. Wilmanns ‚Leben‘ 139 und 324.)

Es ist oft erörtert worden, ob Walther einen Kreuzzug mitgemacht habe. Aus seinen Zeitgedichten ergibt sich meiner Auffassung nach, dass dies zwischen dem Jahre 1200 und Walthers Tode sicher nicht der Fall ist. Man hat nun wohl durch Verquickung von Walthers Kreuzliedern mit der Heimatfrage, wie dies auch Wilmanns ‚Leben‘ p. 323 sehr richtig hervorhebt, so ziemlich allgemein gegen Lachmanns erkennbar verneinendes Urtheil für die Annahme einer solchen Kreuzfahrt Walthers entschieden. Und Zingerle spricht sich z. B. im 21. Bande der Germania dahin aus, dass Walthers Kreuzlieder ihm die feste Überzeugung von seiner Kreuzfahrt verschafft hätten. Allein so feinsinnig Zingerle's Urtheil für Poesie und Poetisches unzweifelhaft ist, so gab er sich hier gewiss einer Selbsttäuschung hin; nicht aus den Kreuzliedern, sondern aus der „Elegie“ floß seine „Überzeugung“ und sie ist es, die auch „den meisten“ andern Gelehrten diese „Überzeugung“, wenn ich einen modernen Ausdruck gebrauchen darf, suggerierte. Und man darf daher wohl annehmen, dass Lachmann's Ablehnung dieser Meinung und ich halte dieselbe für völlig begründet, auf größere Anhängerschaft zu zählen haben wird, wenn der Nachweis erbracht wird, dass die „Elegie“ nicht nur nicht als Heimatslied aufzufassen ist, sondern dass sie auch nicht den Zweck hat, Walthers persönliches Empfinden zum Ausdruck zu bringen, sondern völlig allgemeinen und höhern Zwecken dienen will.

Man hat die „Elegie“, ganz modernen Anschauungen nachgebend, als einen Schwanensang Walthers bezeichnet und hat ihr eine bestimmte Absicht, einen Zweck, der ausserhalb der Dichtung liegt, abgesprochen. Allein die „Elegie“ hat einen solchen Zweck so gut, wie die Sprüche des Reichstones oder wie irgend ein anderer Spruch, den uns Walther hinterlassen hat. Es liegt im Charakter und Wesen dieser Dichtung, dass sie ausgesprochene Gelegenheitsdichtung ist und jeder Spruch trägt oft mehr oder minder deutlich, aber doch immer deutlich, die Marke der Absicht und des Zweckes aufgedrückt. Welchen Zweck die „Elegie“ verfolgte, darüber ist jeder Zweifel ausgeschlossen — sie ist ein Kreuzzugpsalm von festgefügtter Art, voll herrlicher Wirkung. Diese schöne Dichtung verliert dadurch nichts, dass sie aufhört, Walthers Heimatslied zu sein — denn was er selbst als Heimat fühlte und immer wieder pries, war ja doch der „wünnecliche hof ze Wiene“ — sie gewinnt dadurch nur, dass sie das Individuelle überwindet und, dem Allgemeinen zugewendet, die Kampfdichtung abschließt, das Irdische in seinem elenden, vergänglichen Werte, das Himmlische und Ewige in seiner gewaltigen Bedeutung hervorhebt. Eine in sich vollendete, beruhigte, geklärte Weltanschauung tritt uns in dieser Dichtung entgegen, so gut wie in Dante's Paradies oder wie in Lessings Nathan, nur in einfacherer Form und in engerm Rahmen. Die „Elegie“ vermag nach ihrem Ideengange und in ihrem innersten, eigentlichen Gehalte nur derjenige recht zu würdigen, der Walthers Dichtung zu überschauen weiß, als deren Quintessenz sie erscheint. Auch das ist ein eigenthümliches Moment, dass das Gedicht zwischen Lied und Spruch schwankt oder vielmehr Anlage und Charakter beider in einer höhern und edlern Art vereint, die ich am liebsten als Psalm bezeichnen möchte und zwar wegen des unverkennbaren Parallelismus der Verse, der ebenso lebhaft an die unvergleichlich schönen Schöpfungen des „gekrönten Dichters“ erinnert, wie durch den getragenen Ton, den ein tiefer Ernst durchzittert, um zuletzt in einen lichtern Hoffnungston auszuklingen. Nicht zum wenigsten ergibt sich aber wieder eine Parallele aus dem äußern Umstand, dass Walther und David ihre Dichtung mit ihrem recitativ-sänglichen Charakter am Abende

eines an Kampf und Streit, an Siegen und Niederlagen, an mächtigem Bestreben und großem Irrthum reichen Lebens geschaffen haben.

Bevor ich an eine weitere Erörterung der „Elegie“ gehe, möchte ich daher noch einen raschen Blick werfen auf Walthers Leben und Dichtung, wiewohl die Literatur über beide fast unübersehbar und mir wenigstens unerreichbar ist und eine derartige Übersicht erst in den letzten Jahren wiederholt abgehalten wurde (Vgl. K. Domanig und P. Patr. Anzolettis diesbezügliche Schriften). Allein für die eigentliche Erkenntnis des Dichters und seiner Dichtung reicht man mit einer recht geringen Literatur, wie ja dies auch schon Burdach gelegentlich bemerkt hat, aus. Die Pietät drängt denjenigen, der sich mit Walthers ewig junger Dichtung befasst, zurück zu Uhlands schlichtem, aber höchst anregendem Büchlein, das mit seinen vielen Irrthümern noch immer annehmlicher ist, als es die Abhandlungen manches modernen Philologen sind, der im Alleinbesitz des kritischen Schlüssels zu sein dünkt. Das nächste Buch, wornach wir langen, ist K. Lachmanns berühmte Ausgabe, auch sie ist von Irrthümern nicht frei, aber wie bewundernswert erscheint sie in den knappen, zielsicheren Weisungen zur Erkenntnis des Dichters. Überschaute man, welche Berge von Irrthümern aus der „Waltherforschung“ aufstiegen, so erkennt und versteht man erst recht die große, ruhige, edle Kritik des unvergesslichen Meisters der germanistischen Wissenschaft.

Wie diese beiden Heroen der Forschung die glorreichen Anfänge der Biographie Walthers und der Kritik seiner Dichtung bezeichnen, so markieren zwei andere gleichartige Bücher ihren nicht minder glorreichen Abschluss; sie gehören einem und demselben Verfasser an. Ich meine damit W. Wilmanns' „Ausgabe“ und „Leben“. Das letztere Werk athmet völlig Uhlands edlen Geist, es zählt zu den verdientesten und schönsten Büchern, die in diesem an Forschung und Erkenntnis so reichen Jahrhundert unserm deutschen Volke bescheert wurden, das daraus erkennen möge, dass es etwas Herrliches ist um unsere Geschichte und unser Geistesleben, aber auch die Warnung empfangen, sich vor jenem Chauvinismus zu hüten, der den Mund gewaltig aufthut und dabei die Hände müßig in den Schoß legt.

Die „Ausgabe“ weist auf Lachmann, dessen Text sie bringt, dessen Ansichten sie meist billigt; sie gehört zu den instructivsten Büchern, die über mhd. Dichtung handeln und ist jedem unentbehrlich, der damit sich befassen will.

Trotz ihrer Vortrefflichkeit hat die Waltherbiographie Wilmanns' auch ihre Widersacher und es giebt, soviel ich sehe, nicht wenige, die gestehen, dass sie den Standpunkt Wilmanns' in der ZfdA. XIII., dem der Biographie den Vorzug geben — meiner Ansicht nach mit völligem Unrecht. Wilmanns hat sich gewiss schwer und langsam genug von seinen ursprünglichen Anschauungen frei gemacht und das zugestanden, was vielen Germanisten niemals gelingt, nämlich dass er geirrt habe. Gegen Wilmanns hat sich insbesondere Burdach in verschiedenen Abhandlungen und Recensionen erhoben. Es mag gerne zugegeben werden, dass Burdachs Arbeiten recht schätzenswert erscheinen, doch rennt er auch nicht selten offene Thüren ein, denn wenn er im „Anzeiger“ IX, 353 betont, Wilmanns leugne das Vorhandensein jeder Liebeslyrik im deutschen Volke vor dem 12. Jahrhundert und drücke dieses Volk unter die Naturvölker Afrikas und Australiens herab, so ist das eine excessive und durchaus unziemliche Kritik, da Wilmanns eine derartige Behauptung nicht vorbringt, sondern lediglich den Phantastereien mancher Gelehrter entgegentritt, die das Vorhandensein einer ausgedehnten Liebeslyrik nur aus ihrer infalliblen Überzeugung herleiten. Bezüglich der Frauenstrophen trägt Burdach wohl das Richtige vor und ebenso kann man ihm bezüglich der Kurenbergfrage im Wesentlichen zustimmen, wornach die Lieder als namenlose zu bezeichnen sind. Paul in den Beiträgen II, 411 fg. sagt: „Dürfen wir mit Scherer Kurenberges wise als eine allgemein bekannte Benennung für Melodie und Strophenform nehmen, hergenommen von dem Erfinder?“ Er verneint die Frage und hält an Kurenberg als Verfasser der Strophen fest. Ich denke, dass Scherer zum guten Theil recht hat, nur ist

seine Annahme zu erweitern und Kürenberges wise gleichbedeutend mit dem *dône dâ her* von Citherône d. h. sie bezeichnet einfach das Liebeslied.⁶ Richtig ist auch, was Burdach gegen Wilmanns bezüglich des Verhältnisses zum Volksepos vorbringt und dass im Lied: *Owê hoveliches* singen auf die Dorfpoesie angespielt wird.

Bezüglich der Heimatsfrage stellt sich auch Burdach auf Wilmanns Standpunkt, der besagt, dass Österreich Walthers eigentliche Heimat war, eine Ansicht, der auch meine obigen Ausführungen beipflichten. Die Ablehnung Burdachs, dass Walther viele Jahre in Wien, aber fern dem Hofe gewilt habe, theile ich völlig. Eine solche, wie immer geartete, Privatstellung ist aus Walthers Dichtungen nicht zu erweisen, ja sie wird durch dieselben geradezu bestritten.

Nicht Wien ist es, wohin Walthers Sehnen zieht, sondern immer der Hof zu Wien, wie er stets dahin strebt, entweder ein eigenes Heim zu besitzen oder zum Ingesinde eines Hofes zu gehören. Man geräth nur auf sehr bedauerliche Irrwege, wenn man die Handhaben fortwirft, welche Walthers Dichtung bietet. Als einen völligen Irrthum betrachte ich aber Wilmanns Annahme, die in den Worten liegt: „das Domicil des Dichters war Österreich, jedenfalls bis zum Jahre 1220, vielleicht noch über dieses Jahr hinaus und die Besuche der vielen Fürstenhöfe sind eben nur Besuche.“

Dem stehen eine Reihe schwerwiegender Bedenken entgegen. Vor Allem lässt sich nicht der geringste Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme aus Walthers Dichtungen entnehmen; wohl aber eine große Zahl von Gegenbeweisen. Wilmanns selbst gesteht einen langen Aufenthalt Walthers am Meißnerhof zu und zwar mit gutem Fug und auf Grund dessen, was Walther hierüber verlauten lässt. Eine überschwengliche, dankbare Ergebnisheit — denn Walther schreitet aus in der Liebe wie im Hass — die aus L. 12, 3—5 hervortritt, lässt schon den Gedanken auftauchen, dass Walther durch Jahre die Gunst des Meißners genossen, dadurch dass ihm dieser vielleicht in einem traurigen Abschnitt seines Lebens an seinen Hof zog. Sehr bestärkt, ja zur Gewissheit erhoben, wird dieser längere Aufenthalt, ausser durch das Vocalspiel, durch L. 105, 27 fg., insbesondere durch L. 105, 29: *mîn dienst lâz ich allez varn*. Welcher Art war dieser Dienst? Wilmanns, der in so äusserst zutreffender Art im „Leben“ 39—40 Walthers politischen Einfluß, und sagen wir gleich, seine politische Einflußnahme, gegenüber frühern Meinungen reducirt, ist zweimal von dieser unbedingt richtigen Wertschätzung Walthers und seiner Bedeutung abgewichen und zwar sehr zum Schaden der Wahrheit, nämlich in der Taxierung von Walthers Beziehungen zum Meißner und seines Verhältnisses zum König Heinrich. Man hat den einen Nonsens, Walther zum Pädagogen zu machen, endlich aufgegeben, aber leider nicht den gleichartigen, in ihm einen mehr oder minder activen Staatsmann zu erblicken. Walther ist nie ein solcher gewesen, sondern stets nur Sänger, aber als solcher freilich der bedeutendste und gefeiertste des deutschen Mittelalters. Und drum kann auch der Dienst, den Walther dem Markgrafen Dietrich von Meißen geleistet hat, absolut nur ein solcher sein, den der Sänger leistete.*)

*) Leider hat Wilmanns diese Meinung aufgegeben, indem er zu L. 106, 6 fg.:

Waz sol diu rede beschoenet?
möht ich in hân gekrönet,
diu kröne wære hiute sîn

bemerkt: Die Worte *möht ich in hân gekrönet*, können unmöglich als Ausdruck des allgemeinen Gedankens „ich für mein Theil hätte ihm alles Gute zugewendet“ aufgefasst werden, dem entspricht nicht die nachdrucksvolle Ankündigung: *waz sol diu rede beschoenet*, „warum soll ich es nicht geradezu heraussagen.“ Es muss in ihnen etwas ausgesprochen sein, was geheim gehalten werden sollte, weil es den Fürsten kompromittierte. Der Markgraf hatte dem Dichter Anerkennung und Dank versagt, dieser rächt sich, indem er das früher gespendete Lob offen zurücknimmt und die Absichten und Hoffnungen, mit denen Dietrich sich einst getragen haben sollte, ans Licht stellt.“

Da ist es dann nur mehr ein Schritt, dass man L. 105, 22 fg. als eine theilweise Selbstkritik des Dichters auffasst. Nein, das ganze ist eine zweifellos unglückliche Conjectur. Walthers

In gleicher Weise ist die Beziehung irgend eines Spruches auf das Regiment König Heinrichs mit Entschiedenheit abzuweisen.⁷ Walther hat in den letzten Jahren seines Lebens ausser der Spruchreihe L. 10, 1 fg. und der zugehörigen L. 84, 14 fg. und ausser der „Elegie“ sicher nichts gedichtet; er saß da geruhig auf seinem Lehen und nahm sich nur der Sache des Kaisers, vor allem der immer brennender werdenden Kreuzzugsangelegenheit an. Sich in weitaussehende, politische Affären und Händel einzulassen, dazu hatte er keine Ursache und sicherlich auch nicht die geringste Lust. Das Capitel, das Wilmanns mit „Heinrich“ überschrieb, wäre daher besser ausgeblieben, denn es gehört nicht in Walthers Leben. Bezeichnend genug eröffnet es Wilmanns mit folgender Wahrnehmung: „An dem Streit zwischen Kaiser und Papst hat Walther weiter keinen Theil genommen, wenigstens fehlt dafür ein Zeugnis.“ Aber gerade für diese Angelegenheit wäre Walther in erster Linie, wie sein ganzes Leben und Dichten zeigt, mit Spruch und Lied eingestanden, der Mangel dessen giebt zweifellos für Walthers Dichtung den terminus ad quem, den man respectieren sollte. Wir haben keine Dichtung Walthers, die wir jenseits des Jahres 1226 verweisen müssen oder mit guten Gründen verweisen können. Denn die Sprüche L. 10, 1 fg. und L. 84, 14 fg. gehören zweifellos der Zeit von 1224—1225 an. Sicher zu datieren ist von diesen Sprüchen L. 85, 9, der unter dem unmittelbaren Eindruck, den die furchtbare Kunde vom Tode Engelbert des Heiligen hervorbrachte, entstanden ist; also gehört er wahrscheinlich nach Nürnberg und gewiss in den November 1225. Schwieriger zu datieren ist L. 84, 14. Wilmanns verzeichnet „Leben“ 322 die mannigfachen, oft recht willkürlich gearteten Versuche seiner Datierung. Allein der Spruch lässt nur eine Datierung zu, die zugleich eine Reihe anderer Fragen, deren Lösung in Walthers Biographie stets störend eingriff, erledigt. Diese unbedingt sichere Datierung, für die sich schon Simrock, aber aus anderen, zutreffenden Gründen, ausgesprochen hat, ergibt sich aus L. 84, 17 und 21:

ze Nürnberg was guot gerihte, daz sag ich ze mære.

 daz Liupolt eine müeste geben, wan dër ein gast da wære.

In Bezug auf den ersten Vers liegt es offen zu Tage, dass das Gericht, um das es sich hier handelt, ein derartiges gewesen sein muss, dass es einerseits einen Spruch Walthers herausforderte und andererseits ein so hervorstechendes, dass es aller Welt klar war, was der Sänger damit meinte. Gerade die knappe, man möchte sagen, lakonische Art, mit der Walther auf das guot gerihte deutet, schließt im Zusammenhang mit L. 85, 9 fg. jede andere Vermuthung absolut aus und man sieht daher wieder einmal, dass die Methode, der im Wesentlichen auch Wilmanns beipflichtet, die Sprüche desselben Tones nicht ungerechtfertigt auseinander zu nöthigen, sondern sie möglichst zusammenzuhalten, nicht so verrückt ist, wie namentlich Paul glauben machen will.*)

Für die enge Zusammengehörigkeit der Sprüche eines und desselben Tones sprechen, abgesehen von der Überlieferung derselben zahlreiche Gründe und Gründe vollwichtiger Art, dagegen spricht lediglich die falsche Datierung derselben seitens der Forschung und gelegentlich auch der bedauernde Mangel ästhetischen Gefühls. Ein Beweis aber, der sich nicht nur auf die

Lob und Anklage geschieht mit Worten, die fast immer die gewöhnlichen Grenzen überschreiten, wie ja Wilmanns selbst wiederholt hervorhebt. So ist es auch. Sein übertriebenes Lob L. 12, 3 fg., in welchem er sich als edlen, vertrauensseligen Menschen, aber als herzlich schlechten Psychologen und Politiker offenbart, glossiert er einfach 106, 6 fg., indem er ausspricht: So treu und ganz war ich dem Meißner ergeben, dass er heute die Krone besäße, hätte ich eine zu vergeben in der Hand gehabt. Zur Vergleichung können auch die beiden folgenden Stellen herangezogen werden, nämlich L. 40, 23 fg. und L. 52, 35 fg.:

Daz ich die getiuret hân
 und mit lobe gekronet,
 diu mich wider hœnet.

Möhte ich ir die sternen gar,
 mânen unde sunnen,
 zeigene hân gewonnen
 daz wær ir, sô ich iemer wol gevar.

*) Auch Burdach stimmt Anzeiger IX, 343 der Hauptsache nach Wilmanns zu.

persönliche Überzeugung, sondern auf reelle Thatsachen stützt, dass Walther zu gleicher Zeit Sprüche verschiedener Töne gebraucht, ist „von den Kundigen“ noch niemals erbracht worden, weshalb man es einem Unkundigen nicht verargen mag, wenn er erst auf diesen Beweis wartet, bis er sich vom Gegentheil überzeugt hält. Thatsachen, die meine Meinung bestätigen, sind die Anfänge der Spruchdichtung, bezüglich welcher diese Zusammengehörigkeit der Sprüche desselben Tones zugestanden werden muss, das nicht abzuläugnende Vorhandensein von Spruchgruppen in Walthers Dichtung, die ungleichartige Ausdehnung der Töne, die nicht durch die vage Ausrede von der Beliebtheit oder Nichtbeliebtheit derselben, sondern wieder durch die Thatsache erklärt wird, dass reichlich zudrängende Ereignisse und gleichartige Ideen die Zahl der Sprüche eines Tones beeinflussten, ferners der Umstand, dass zeitlich ziemlich nahestehende Vorgänge in Sprüchen verschiedenen Tones, ich erinnere an Gerhard Atze, an die Affäre mit dem Meißner etc. behandelt sind, was zunächst doch darauf führt, anzunehmen, dass Walther, sobald er einen neuen Ton angestimmt hatte, nicht mehr zum frühern zurückgriff. Endlich wird von niemandem geläugnet, dass neben dem sogenannten Engelbertston kein anderer gebraucht wurde.⁸

Auch der andere Vers: „daz Liupolt eine müeste geben, wan dër ein gast dâ ware“ ist an und für sich höchst lakonisch gehalten und setzt ein allgemein bekanntes Ereignis voraus, bei welchem Leopold von Österreich in hervorragender Art betheiligt war und es kann wohl kein Ereignis gefunden werden, wo dies im Zusammenhang mit einem Nürnberger Hoftage in erhöhtem Grade der Fall gewesen wäre, als es die Vermählungsfeier König Heinrichs war, die er mit der Tochter des Herzogs von Österreich, Margaretha, im November 1225 beging. Was die specielle Deutung des Verses anlangt, so bevorzuge ich unbedingt Lachmanns Erklärung, der die letzten Worte als eine Entschuldigung, die Leopold gebraucht habe, auffasst, gegenüber der Interpretation Wilmanns', der diese Worte den Fahrenden in den Mund legt. Und ich thue dies aus zwei, wie ich denke, gewichtigen Gründen. Erstens gewinnt dadurch die ironische Pointe ersichtlich an Kraft und Schönheit und zweitens sind es offenkundig nicht die Fahrenden, die sich über Leopolds Kargheit beschwerten, sondern Walther selbst, der auch bei dieser Gelegenheit wieder die Folge der alten Schuld, die er freilich durch L. 35, 17 fg. und L. 28, 19—20 u. a. m. nicht unerheblich vergrößert hat, neuerlich büßen muss. Auch hier stellt sich übrigens Walther voll Selbstbewusstsein dem fahrenden Volk gegenüber, wie er dies L. 25, 26 fg. thut und darnach ist wohl auch das unrichtige Urtheil, das Wilmanns ‚Leben‘ S. 40 fällt, erheblich zu corrigieren, das Urtheil nämlich: „Um zu Walthers gesellschaftlicher Stellung emporklicken zu können, muss man einen tiefen Standpunkt wählen, von den Fürstenthronen zur Bank der Spielleute gehen.“ Damit erledigt sich aber auch unter Einem und ein für alle Mal die Behauptung, unter den heimischen Fürsten seien die österreichischen zu verstehen und der Spruch sei am Wiener Hofe vorgetragen. Der letztere Fall ist ausgeschlossen durch die Unmittelbarkeit des Vortrages, die aus meinen Ausführungen sich ergibt und die einleitende Phrase: „Si frägent mich vil dicke waz ich habe gesehen, swen ich von hove rite“, stört die Annahme nicht, dass der Spruch in Nürnberg selbst vorgetragen ist.

Der Herzog von Österreich nimmt auf Grund des privilegium minus vom Jahre 1156 eine exceptionelle Stellung ein und steht in einem mehr lockern Verhältnisse zum Reich. So tritt der im fernen Osten als kleiner Souverän hausende österreichische Herzog den andern deutschen Fürsten gegenüber und es ist daher unnöthig mit Falch Zs. f. bair. Gymn. XI, 217 zu folgern: „Die Zeit der Abfassung des Spruches und sein Inhalt lassen unter den ‚heimischen Fürsten‘ nur die fränkischen Herrn verstehen“, eine Ansicht, die Wilmanns mit Recht ablehnt. Im übrigen ist Falch freilich im Rechte zu behaupten, Walther habe um diese Zeit ständig auf seinem Würzburger Lehen gehaust. Gegen Walthers tirolische Heimat darf demnach fortan der

Spruch L. 84, 14 fg. nicht mehr ausgespielt werden; im allgemeinen wird man der von Zingerle so tapfer verfochtenen Ansicht von der Heimat Walthers den Vorzug geben müssen gegenüber der nicht ohne hämische Nebengedanken vertretenen „Überzeugung“ der Berliner Schule, dass Walther auch von Geburt ein Österreicher sei. Meine diesbezügliche Meinung von dem Wert oder Unwert der tirolischen Hypothese schließt sich, wie schon oben dargelegt wurde, eng an Wilmanns an, wozu ich nur noch bemerken will, dass die von Ficker Germ. 21 vorgetragene Belehrung über die Vogelweiderhöfe am Layener Ried durch Redlich in den Mitth. f. öst. Gesch. Bd. XIII, 160 fg. eine lebhafte Unterstützung gefunden hat.

Meine bisherigen Ausführungen, die L. 84, 14 fg. mit L. 85, 9 fg. verbinden, erledigen die positive Annahme, dass einer der Sprüche dieses Tones vor dem Jahre 1225 anzusetzen sei und je mehr Sprüche desselben in dieses Jahr eingereiht werden können, desto wahrscheinlicher wird es, sie alle dem Jahre 1225 zutheilen zu lassen. Leider ist die Chronologie der übrigen Sprüche eine weniger leichte. Doch bietet gerade der Lobspruch auf Engelbert, zusammengehalten mit dem Spruch auf Engelberts Tod, eine kleine Handhabe zu dessen Datierung. Wilmanns, ‚Leben‘ S. 134, findet es mit Recht auffällig, dass Walther den Spruch auf Engelberts Tod mit den Worten einleitet: Swes leben ich lobe, des töt den wil ich iemer klagen. Wilmanns glaubt, Walther wolle mit diesen Worten ein Ansinnen der Adelspartei, durch sein Wort die Erregung gegen den Mörder nicht noch zu steigern, von der Hand weisen.“ Diese Meinung hätte aber nur dann eine Unterlage, wenn man annehmen wollte, der Spruch sei erst nach dem Nürnberger Hoftage entstanden, wo eine derartige Strömung allerdings sich geltend machte; diese Beziehung vermindert sich aber sehr, wenn man der wohl begründeten Ansicht Raum gibt, dass der Spruch den unmittelbaren Eindruck, den die Hiobspost von Engelberts Tode machte, widerspiegelt. Und in diesem gewiss wahrscheinlichen Falle ist der einleitende Vers wohl chronologisch zu erklären, nämlich als Hinweis auf das große, schöne Lob, das Walther dem gewaltigen Reichskanzler unmittelbar vorher gesendet hat, so dass es noch allen, die sich für Walthers Dichtung interessierten, sozusagen in den Ohren lag.

Den Lobspruch auf Engelbert L. 85, 1 fg. würde man wohl auch seines Inhalts wegen, durch den Hinweis auf die breiten Differenzen, die zwischen dem Kanzler und dem ehr- und habsüchtigen Adel eingetreten waren, in Engelberts letzte Lebenszeit setzen müssen. Ja es lässt sich die Meinung nicht schlechtweg von der Hand weisen, dass Walther den Spruch auf den Nürnberger Tag des Jahres 1225 gedichtet hatte, wo man auf den Gubernator wartete, um dann statt seiner die Nachricht von seinem Tode zu empfangen.

Es ist noch ein Spruch Walthers vorhanden, der mit Engelbert in nahem Zusammenhang steht und viel erörtert worden ist, L. 84, 22 fg., bezüglich dessen ich bei anderer Gelegenheit für V. 27 die Interpunktion vorschlug: „der mittel gar ze spähe, an disen twerhen dingen nû hilf mir etc.“ Für diesen Spruch hat Wilmanns ohne Zweifel die einzig mögliche Deutung gefunden, indem er ihn den Sprüchen zuzählt, die sich mit der Kreuzzugsangelegenheit befassen, als dieselbe bereits ins letzte Stadium rückte; hierher gehören zunächst auch L. 84, 30 fg. und L. 85, 17 fg. Der erstere Spruch enthält den lebhaften Dank Walters für ein Geschenk des Kaisers, das er wohl über Vermittlung Engelberts und zweifellos für eine vergangene oder künftige Leistung erhielt. Dass es sich dabei um Förderung des Kreuzzuges durch ein Kreuzlied handelt, das hat Wilmanns implicite wenigstens zugestanden. Meine Aufstellung soll nur einer weitem Begründung dienen. Nehmen wir für das kaiserliche Geschenk einen Initiativantrag Engelberts an, so erhalten wir einen festen Zusammenschluss für diese Strophen, dann ist auch die immerhin eigenthümliche Wendung im Spruche L. 84, 22 fg., wornach der Dichter ein Zusammenwirken mit dem Reichskanzler ausspricht, ebenso erklärt, wie das herrliche Lob, das er ihm im Spruche 85, 1 fg. ertheilt, in seiner nähern Veranlassung angedeutet. Walther begnügt sich aber nicht mit

der Durchführung des ihm gewordenen Auftrages, sondern er thut ein Übriges und sucht für die Förderung des Kreuzzuges nach Kräften zu wirken. In dieser Hinsicht kommt zunächst der Spruch L. 85, 17 fg. in Betracht, in welchem sich der Sänger an Ludwig von Thüringen wendet mit der Mahnung, den Plan zu Friedrichs Kreuzheer zu stoßen, möglichst zu beschleunigen. So fasst auch Zingerle in seinem schönen Aufsätze Germ. 21 die Sachlage auf. Auch Wilmanns und mit ihm wohl die meisten Forscher stimmen dieser Deutung des Spruches, die ursprünglich von Pfeiffer vertreten wurde, bei. Jedenfalls steht nichts im Wege, den Spruch auch in das Jahr 1225 zu verlegen, das einen Höhepunkt für die Verwirklichung des Kreuzzuges bezeichnet, wie kein anderes. Alle Welt erhoffte für dieses Jahr, das durch die Vereinbarung von Ferentino als letzter und äusserster Termin in bestimmte Aussicht genommen worden war, die endliche Durchführung der Idee. In ausführlicher Weise schildert Winkelmann Friedrich II. S. 189 fg. diese Sachlage*) und weist nach, dass es bereits um diese Zeit zum Bruche zwischen Papst und Kaiser kam, der nur mühsam überkleistert wurde. Der Schwur Friedrichs in San Germano am 25. Juli 1225 und die Verhängung des Bannes *sub conditione* liefern einen deutlichen Beleg dafür und finden in Walthers Spruch L. 10, 33 fg. ihren Ausdruck:

Min alter klösenære, von dem ich sô sanc,
dô uns der êre bâbest alsô sère twanc,
der fürchtet aber der goteshûse, ir meister werden krank.
er seit ob si die guoten bannen und den übeln singen,
man swenke in engegene den vil swinden widerswanc.

Die Situation, die hier geschildert wird, ist genau erkenntlich als die vom Jahre 1225 etwa nach dem Spruche: *Principiis obsta!* In seinem Feuereifer für den Kaiser, dessen Huld er neuerlich erfahren, bekämpft Walther die Ausschreitungen des Clerus und insbesondere der Curie L. 10, 25 fg. Das alte Thema, man könnte es ein Lieblingsthema nicht nur des Dichters und seines Zeitalters, sondern bis hinab zu Dante und zur Reformation, nennen, wird wieder hervorgeholt, das Thema von der Verderblichkeit weltlichen Besitzes und weltlicher Prærogative für die Kirche. Man kann es den „Kundigen“ selbstverständlich nicht wehren, dass sie den Text des Spruches L. 10, 33 ignorieren und am *êre bâbest* nach Willkür herumdeuteln, aber für allein zulässig kann ich ein derartig kritisches Verfahren nicht erkennen. Walther, der durch Engelbert den kaiserlichen Auftrag zur Abfassung eines Kreuzliedes erhalten, ist natürlich von den guten und redlichen Absichten Friedrichs vollauf überzeugt und nimmt in dem Spruche, in welchem er

*) Man vergleiche auch Wolfram „Kreuzpredigt und Kreuzlied“ ZfdA. 30, 89; meine, in der Germania XXIV und auch als Separatabdruck erschienene Abhandlung „Die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide“ hat er wohl auf Burdachs freundlichen Rath hin unberücksichtigt gelassen, sonst hätte er gefunden, dass ich übereinstimmend mit ihm L. 13, 5 fg. in die Zeit, die dem vierten Kreuzzug unmittelbar vorangiegt, gesetzt habe. Und dabei bleibe ich. Was er dann S. 127 zu L. 84, 29: *daz wir als ê ein ungehazzet liet zesamene bringen* sagt, ist völlig unrichtig; ungehazzet setzt nach dem Zusammenhang kein gehazzet liet voraus, als welches Wolfram L. 78, 24 fg. betrachtet und speciell 79, 1 fg.: *Ich solt iuch engele grûezen ouch*, sondern es bedeutet „ein treffliches, packendes, zündendes Lied“ ein Lied, das die Herzen des Volkes, beziehungsweise der Kreuzfahrer, gewinnt, dass sie es auf Strassen und Gassen, zu Land und zu Meere immer wieder anstimmen.

Wolfram betrachtet die Ausdrücke: *videntes dei potentiam venientem, congregato exercitu, transfretetis, divino comitante auxilio* als Specialausdrücke des Papstes Honorius und seiner Kreuzzugsbulle und will auf Grund dessen, weil L. 76, 22 fg. ähnliche Wendungen bringt, dieses Kreuzlied dem Jahre 1217 zuweisen!! Nun ist es ja nicht unwahrscheinlich, dass es zu 1217 gehört, aber Wolframs Gründe kommen da nicht besonders in Betracht, denn die karge Ähnlichkeit, die er herausklügelt, findet sich vorher und nachher in allen auf den Kreuzzug bezüglichen Äusserungen — das ist bis zum Überdruß oft und ausführlich genug nachgewiesen worden.

L. 14, 38 fg. würde demnach mit Lachmann etwa zu 1212, L. 76, 22 zu 1217, L. 13, 5 fg. zu 1201 anzusetzen sein; dass Walther seiner Stellung und seinem Berufe nach jedesmal, wenn die Kreuzzugsangelegenheit in lebhaftere Bewegung gerieth, sich mit seinem Liede daran betheiligte, ist naheliegend und wird insbesondere auch durch seine Spruchdichtung bekräftigt.

seinen Dank für das kaiserliche Geschenk, man möchte sagen in werkhätiger Weise ausspricht, denn dass L. 10, 17 unmittelbar an L. 84, 30 anschließt, ist wohl nicht zu bezweifeln, mit aller Energie Stellung für den Kaiser, indem er über die Saumseligkeit der Fürsten und die Nörgeleien der Curie bittere Klage führt. An den eigentlichen Ausdruck des Dankes, den L. 84, 30 ausspricht, schließt sich in L. 10, 17 der heisse Segenswunsch an, es möge die Kreuzfahrt des Kaisers bald zur glorreichen That werden; bemerkenswert ist übrigens auch hier die Clausel:

ob in goutes unde liute iemen erbeiten lät,
sô var er balde und kome uns schiere, lāze sich nicht tœren.

Fraglich ist hier noch, wer der Bote ist, dem er den Auftrag erteilt. Wilmanns hält ihn für eine Fiction und denkt, die Sprüche L. 10, 17, 25 und 33 mögen in einer Versammlung vorgetragen sein, in der eine Gesandtschaft an den Kaiser beschlossen oder obgeordnet wurde, wodurch der Bote doch wieder, in anderer Art freilich, Fleisch und Blut gewänne. Dürfte man aber nicht doch an den Boten denken, der Walther das kaiserliche Geschenk überbrachte? Interessant ist mir der obige Ausspruch Wilmanns' abgesehen vom Boten dadurch, dass auch er für die Zusammengehörigkeit der citierten Sprüche dadurch einsteht, dass er sie sogar in einer und derselben Versammlung vorgetragen denkt. Da nun L. 10, 1 als eine Art Weihespruch ohne weiters an die andern Sprüche anzureihen ist, so bleibt nur mehr L. 10, 9 fg. übrig, dessen Inhalt mit seinem Kampfruf gegen die „Papisten“ ganz mit den obigen drei Sprüchen zusammenstimmt, so dass es ausgeschlossen erscheint, ihn in eine spätere Zeit zu verlegen und auf den ernstem Zwist zwischen Friedrich und Gregor IX. zu beziehen.

Nebenbei möchte ich noch auf den Umstand hinweisen, dass L. 84, 30 fg. mit den Versen:

in kan iu selbe niht gedanken als ich willen hân.
ir hânt iuwer kerzen kündeclichen mir gesendet.
diu hât unser hâr vil gar besenget an den brân,
unde hât auch uns der ougen vil erblendet

einerseits durch das Wort kündecliche meine Auffassung bestätigt, dass der Kaiser durch einen directen Boten sein Geschenk übermittelte — denn kündecliche hat offenbar die gleiche doppelte Bedeutung wie kündeec, steht aber hier nicht in der spätern, übertragenen von „klüglich“, wie Wilmanns in der „Ausgabe“ annimmt, sondern wie der Zusammenhang unzweifelhaft ergibt, in der ursprünglichen Bedeutung ‚bekannt, offenkundig‘, so dass es vor aller Welt offenkundig war — andererseits an den Spruch L. 18, 15 merkwürdig erinnert:

Mir hât ein licht von Franken
der stolze Missenære brâht:
daz vert von Ludewîge.
Ichn kan ims niht gedanken
sô wol als er mîn hât gedâht.

Paul, der mit seinen Conjecturen nicht viel Glück hat, bezweifelt für leicht die Richtigkeit der Überlieferung, aber völlig mit Unrecht; denn der Parallelismus der beiden obigen Stellen liegt auf der Hand. Derselbe ist es auch, der den Gedanken nahe legt, dass wie der Dank ein merkwürdig übereinstimmender ist, auch die Veranlassung dazu dieselbe sein könnte. Nun urkundet Herzog Ludwig von Baiern bereits im Jahre 1204 als miles crucis (Mon. Wittelsb. I, 1; Z. f. d. Ph. 7, 304), wenn er auch das Gelübde erst im Jahre 1221 absolviert. Das Jahr 1212 ist in der Geschichte der Kreuzzüge ein hervorragendes, wie Wilmanns ‚Leben‘ S. 107 mit der nöthigen Ausführlichkeit erörtert. Da ist es nun naheliegend genug, daran zu denken, dass in diese Zeit, wie ja auch Lachmann annimmt, mindestens eines der beiden Kreuzlieder gehört, die so großer Beliebtheit sich erfreuten und dass dafür das reiche Geschenk Ludwigs des Baiernherzogs an den Dichter gelangte. Der Überbringer ist der Markgraf selbst. Und wieder mit Lachmann glaube ich annehmen zu sollen, dass der Dichter auf dem Frankfurter Hof-

tage vom März 1212 nicht anwesend war, sondern in Meißen zurückblieb, wohin ihm dann der Markgraf das Geschenk überbrachte. Aus diesem Umstande erklärt sich auf die einfachste Art, dass Walther in keiner näheren Beziehung zu Ludwig steht, da eine solche durch die bald eintretenden Ereignisse ausgeschlossen wird. Daraus erklärt sich weiter der besondere, dankbare Eifer, mit dem Walther für den Meißner eintritt, ferner dass Walther zurückgehalten im weltfernen Meißen, mit dem Gang der öffentlichen Ereignisse so wenig vertraut ist, wie sein Einstehen für die Treue der deutschen Fürsten und insbesondere des Meißners beweist. Daraus erklärt sich endlich, dass er die Mittel gewinnt, um an den Hof des Kaisers zu ziehen, an dem er — es war dies wieder auf einem Nürnberger Hofstage — seine so berühmt gewordenen Sprüche für den Kaiser und gegen den Papst verfasst.

Wie ist es nun aber mit L. 84, 22 fg., von dem Wilmanns' mit vollem Recht „Leben“ 135 behauptet: Das Lied, von dem Walther hier spricht, ist ein wirkliches Lied, ich zweifle nicht, dass es die Sorge für den Kreuzzug war, welche den Dichter und den Statthalter zusammenführte. — Das Lied, das dabei in Betracht kommt, sind die drei Strophen der „Elegie“, L. 124, 1 fg.

Die „Elegie“ L. 124, 1 fg. mit ihrer unvergleichlichen Schönheit ist die richtigste Gegenleistung Walthers für das Geschenk des Kaisers. Die Elegie, die sich einerseits der Nibelungenstrophe nähert, andererseits, wie schon erwähnt, einen psalmartigen Charakter besitzt, wäre sicher ein Lieblingsgesang der Kreuzfahrer geworden, wenn die Kreuzzugs-idee nicht schon um diese Zeit praktisch eine fast überwundene gewesen wäre. Der Ton des Liedes ist voll feierlicher Wehmuth, voll tiefer, gottergebener Resignation; es ist ein Situationsgemälde voll Dürsterkeit und Trauer, das in lebhaften Farben die Vergänglichkeit alles Irdischen, den Verfall des öffentlichen Lebens und der alten, schönen Sitten schildert; die lichte Freude der alten Zeit mit ihrer Schlichtheit und ihrer Treue ist dahin und nur die schwarze Sorge ist geblieben. Selbst die Reize der Natur sind verschwunden und unwiederbringlich dahin ist die Zier und die Huld der Frauen. Alles, Alles hat sich gewandelt, nur das Wasser fließt noch, wie es weiland floss. Auch früher hat es schwere Zeiten gegeben; eine solche zeigt uns den Sänger in nachdenklicher Stellung am rauschenden Flusse, aber so gebeugt seine Haltung, so gedrückt seine Stimmung damals war, so rafft er sich doch auf, an die Lösung der Frage zu gehen: wie man driu dine erwurbe der keinez niht verdurbe, nämlich Gut und Ehre und Gottes Huld. Schwerer sind die jetzigen Zeiten geworden und erstrebenswert erscheinen ihm nicht mehr die huoben noch der hêrren golt, sondern nur mehr jene Krone, die möhte ein soldenære mit sime sper bejagen. Fast hat es den Anschein, als ob das ungeheuerliche Verbrechen, das ein moderner Adeliger am Reichskanzler begieng, seine dichten Schatten in das Bild der Elegie versenkt hätte. Dadurch käme der Inhalt des Spruches L. 84, 22, in welchem er fictiv die Mithilfe des Reichskanzler anruft, um ein wirksames Kreuzlied zu gestalten, zu einer eigenthümlichen Geltung. Die Stelle L. 124, 30: die wilden vogelin betrüebet unser klage hat Wilmanns, vielleicht mit Recht, dahin gedeutet, dass die Elegie im Winter entstanden ist. Ich sage „vielleicht“, weil die einzelnen Verse nicht auf specielle Verhältnisse, sondern auf allgemein herrschende Zustände gehen, weshalb ich die Deutung der Verse 10. 24. und 33 auf den Frühling für völlig ausgeschlossen halte. Im Winter 1225 und nicht unwahrscheinlich auf dem Nürnberger Hofstage, denke ich, ist die „Elegie“ entstanden. Man hat nun wohl die Verse:

uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen,
uns ist erlobet trûren und fröide gar benomen —

auf Gregors Bannbullen gedeutet, eben dem Vorurtheil folgend, dass Walther den Kreuzzug des Jahres 1228 mitgemacht hat, allein eine Nöthigung hiefür ist nicht vorhanden, ja der zahme Ausdruck würde zu dieser Zeit nicht eben gut stimmen. Es liegt in den beiden Versen etwas von der Furcht, die

Walther dem alten Klausner*) L. 10, 35 in den Mund legt. Und brieve = Bannbulle deckt sich doch nicht recht. Eher würde man brieve wohl mit „Nachrichten“ wiedergeben können.

Die „Elegie“ bringt eben keine speciellen und persönlichen Verhältnisse, sondern die allgemeine Lage zur Erörterung — der Dichter ist nur der Sprecher seiner Zeit und seines Volkes, etwa im Sinne Gustav Pfizers:

Unsre Zeit muss, widerstrahlen aus dem Spiegel des Gedichts,
Oder tiefe Geister achten deine Meisterschaft für nichts!

*) In kurzen Worten sei hier der Abhandlung Carl Domanigs in der prächtigen „Festgabe zum fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeste der akademischen Verbindung Austria Innsbruck Pfingsten 1889“ gedacht. Die Festgabe selbst ist eine bedeutende, die Verfasser der einzelnen wissenschaftlichen Abhandlungen, wie die Verbindung, der sie als „alte Herrn“ angehören, in ausserordentlichem Grade ehrende Leistung. Was dann besonders den Artikel Domanigs „Der klösenære Walthers von der Vogelweide“ anlangt, so kann man nur schmerzlich bedauern, dass eine solche Fülle von Gelehrsamkeit und Scharfsinn an eine im Vorhinein verlorene Sache gewendet wurde. Aber die Ausführungen Domanigs sind auch im Detail betrachtet unstichhältig. Völlig verfehlt ist vor allem sein Commentar zu L. 62, 9 fg. und zwar wegen der unzulässigen Auffassung von L. 62, 12: bestehende in danne ein zörnelin, was doch meines Erachtens heisst, „wäre er noch so wenig zum Zorne geneigt“ (vgl. L. 100, 20) — die Übersetzung der Strophe von Domanig ist wohl das Unglücklichste der ganzen Abhandlung. Nebenbei bemerke ich, dass der Beziehung des Spruches L. 35, 17 fg. auf L. 20, 31 fg. doch wohl L. 25, 16 im Wege steht; die Deutung ist auch hier sehr gesucht, denn es stünde der Heide nicht nur der Wald sondern auch das Feld gegenüber. Über heide und walt hätte Domanig aus Werners Artikel ZfdA. 29, 12 fg. interessante Aufschlüsse erhalten. Vers L. 35, 21, von dem Domanig richtig die Beziehung auf ein den Herzog vom Dichter gesendetes Lob voraussetzt, findet dieselbe durch L. 34, 34 reichlich und L. 35, 17 fg. wird durch eine derbe Ablehnung der „Berufungssprüche“, die ausser der „alten Schulde“ wohl schon durch den dem Herzog sicher unbehaglichen Ton der Rügesprüche Walthers gegen die Curie erzielt wurde, hesser erklärt. Man sieht hier übrigens wieder, wie weit man mit Pauls Chronologie kommt!

Unrichtig ist natürlich die Vermuthung Domanigs zu L. 34, 33 wæn' aber; er übersieht, dass aber in der Hebung und mit A und C ich wæne zu lesen entschieden ausgeschlossen ist; [Vgl. dazu ZfdA. 33, 431—437 Stosch „über den Gebrauch der Mhd. Conj. aber.“] Was der Verfasser mit dem *sô* von L. 10, 33 will, verstehe ich nicht; Wilmanns Erklärung genügt vollständig; was er von Walthers dichterischer Eigenart, die ihn zum Sprecher der Gesellschaft etc. werden lässt, sagt, ist richtig, jedoch auch unbestritten; und schließt das aus, dass er sich zugleich als Sprecher der alten Kirche aufwirft? Oder haben wir in dieser Eigenart nicht sogar eine Unterstützung dieser Annahme? Über das Pseudonym gehe ich mit Stillschweigen hinweg, denn es ist schon durch klösenære = Klausner hinlänglich gekennzeichnet. Arg ins Gedränge kommt Domanig mit „verre in einer klüs“ — es ist der eigentliche Stein des Anstoßes, an dem seine Theorie, wenn man den klösenære = Klausener willig als Axiom hinnehme, scheitern müsste. Domanig setzt freilich auch wohlgenuth über diesen Stein hinweg — aber man frage nur nicht wie! Unrichtig ist, was Domanig S. 100 über das „Weinen“ sagt.

Walther und seine Zeitgenossen sind gewiss nicht im Stile Werthers und seiner Verehrer veranlagt, sie mögen mit der Pappendeckelprinzessin Leiladin den Grundsatz getheilt haben: Weinen verdirbt die Augen oder mit Tacitus: feminis lugere honestum est, visis meminisse (vgl. Iwein!), aber im Falle triftiger Gründe wurde gewiss auch damals geweint und wie das Weinen durch Zuhilfenahme des klösenære objectiviert sein soll, ist nicht ganz klar. Die Behauptung Domanigs ist aber auch sachlich unzutreffend und zwar mit Rücksicht auf L. 124, 29: *dez ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.*

Ausserdem bemerkt H. Roetteken in seinem bedeutsamen Ansätze, „Das innere Leben bei Gottfried von Straßburg“ ZfdA. 34, 89: „Geweiht wird im Tristan sehr oft, ich habe mir über 30 Belege notiert, ohne dabei nach Vollständigkeit zu streben. Hartmann lässt von seinen Helden nur den Gregor und den armen Heimrich, nicht aber die Helden der Ritterspen weinen, weil es wiplich ist, weil speciell Iwein sich dessen schämt; Gottfried dagegen gönnt dem Tristan ohne Bedenken diese Herzenserleichterung: 14480. 14919. 18655. Riwalin nimmt von Blanscheflur Abschied nur mit innerlichem Weinen, mit weinendem Herzen, ein Ausdruck, der auch sonst öfters begegnet. Auch die übrigen Männer, Marke, Rual, Kurvenal weinen gelegentlich und dann natürlich die große unbestimmte Menge. Allgemeine Klagescenen werden sehr lebendig und eindrucksvoll, wenn der Dichter uns dabei eine Person oder Gruppe nach der andern vorführt. So beginnt Rual zu weinen wie ein Kind; auch die andern sind von der Geschichte so gerührt, dass ihre Augen überwallen, und drittens macht Marke mit starkem Weinen den Klagechor vollständig.“

Ausserst gezwungen und ganz abzuweisen ist gewiss auch Domanigs Erklärung des Verses: swaz iemen tet swaz iemen sprach — es ist hier durchaus kein Seitenstück zu dem fragwürdigen Witz vorhanden, dessen sich Odysseus gegen Polyphem bediente.

Die Beziehung von 34, 33 auf die Kritik des Thomasin von Zirclare ist absolut ausgeschlossen, da sie überhaupt nur möglich wäre, wenn es damals Zeitungen gegeben hätte, so dass Schlag und Gegenschlag erfolgen konnten. So aber weist die Einleitung des Spruches auf Unmittelbarkeit gegenüber den andern Rügesprüchen einerseits, andererseits hat eine Polemik mit Thomasin erst das Erscheinen seines Werkes zur Voraussetzung.

und fast ebensowenig als im Kreuzliede 14, 37 die erste Person, in der der Dichter spricht, eigene Wahrnehmung und eigenes Erleben ausdrückt, ist dies hier der Fall. Ich betone das deshalb, damit nicht wieder ein Gelehrter auf den Einfall geräth, einzelne Verse mit ich und min in fetten Lettern vorzuweisen.

Wilmanns bemerkt ‚Leben‘ 325 (Anm 294): „Man hat die Elegie vielfach benutzt, um die Frage nach Walthers Heimat zu entscheiden. Dass man dazu kein Recht habe, zeigt Zarncke PBb. 2, 574 fg., vgl. auch Wackernagel zu Simrock 2, 194 und Falch, Bl. f. d. b. Gymn. 11, 440 f. Einwendungen versucht Menzel S. 333 f. Nicht die bestimmte Heimat, die Stätten der Jugend, sondern die irdische Welt überhaupt stellt der Sänger in Gegensatz zu der ewigen Unvergänglichkeit des himmlischen Lebens. Aber andererseits ist nicht zu leugnen, dass, wenn Walthers Betrachtungen durch äussere Umstände angeregt sind, kein passenderer Anlass gedacht werden kann, als der Anblick einer Jahre lang entbehrten Heimat. Und warum sollte Walther nicht im Winter 1227/8 nach Österreich gekommen sein? Die Politik der Fürsten, denen vom Kaiser die Sorge um das Reich anvertraut war, hat er bis zuletzt vertreten; er war, wie es scheint (10, 17), zugegen, als im Frühjahr 1228 die Deputation nach Italien abgieng, und zu dieser gehörte der Herzog Leopold.“

Man erkennt leicht, worauf Wilmanns zielt. Statt der tirolischen Heimat, die er leugnet, supponiert er die österreichische, um derentwillen er den Aufenthalt Walthers in Wien ganz gegen die Überlieferung, die die Gedichte gewähren, ausdehnt und ein Privatleben Walthers in Wien vermüthet, wobei er vermüthlich den Ausspruch des Schulmeisters Schmelzl z. J. 1551 im Sinne hat:

Wer sich zu Wien nit nähren kann, — Ist überall ein verlornen Mann.

Ihn haben die kurzen, im Wesentlichen richtigen und nur zu wenig weitgehenden Ausführungen Zarnckes a. a. O. offenbar nicht überzeugt. Nach Wilmanns' Hypothese treffen eben die Gründe, die Zarncke den ersten Versen der Elegie entnimmt, nicht zu, weil es sich da nicht um 30—40 Jahre sondern höchstens um etliche Jahre handeln würde und bezüglich eines Theiles der Elegie, welcher den kritischen Versen L. 124, 5—13 folgt, lässt sich ja ohne Weiters geltend machen, dass der Sänger nunmehr von der Betrachtung seiner persönlichen Lage übergeht auf die Betrachtung der Weltlage. — Mit dem Hinweis auf Leopold ist es nun einmal nichts, denn Walther ist Leopold-Hekuba und man kann doch unmöglich annehmen, dass der Spruch L. 84, 14 das Band, das zwischen beiden heillos zerrissen war, wieder anknüpfte. Auch die „österreichische Heimat“ hat viel Unheil in der Erforschung von Walthers ‚Leben‘ und in der Feststellung der spärlichen Daten daraus gestiftet und es wäre daher wohl gut, die Mahnung Zarncke's, die Elegie“ mit der Heimatsfrage nicht zu verquicken, fortan gewissenhafter zu beobachten.

Noch mit einigen Worten möchte ich der Abhandlung Falchs „Owé war sint verschwunden alliu miniu jâr, der Schwanengesang, nicht das Heimatlied Walthers“ in den Bl. f. b. G., 11, 440 gedenken. Dass das Lied in dem Sinne wenigstens, wie es Falch versteht, auch nicht als Schwanengesang gelten kann, habe ich hinlänglich erörtert. Bemerkenswert ist aber in der Abhandlung die scharfe und an und für sich mit guten Gründen unterstützte Zurückweisung der Hypothese von Walthers Kreuzfahrt in den Jahren 1227 bis 1228 und am bemerkenswertesten erscheint mir die folgende Stelle, Vers 26 lautet:

uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen.

Domanigs Beweisführung ist von bestechender wenn auch nicht überzeugender Art. Ich kann nur lebhaft wünschen, dass sein glänzendes, kritisches Talent ein andres Mal einer günstigeren Sache begegnet und bedaure es aufrichtig, feststellen zu müssen: der klösernere bedeutet für die „tirolische Hypothese“ — nicht das Geringste.

Ich habe die „Festgabe“, da sie mir von der Innsbrucker Universitätsbibliothek nur unter Cautelen überlassen wurde, lediglich für einen Abend benützt, um sie sogleich wieder zurückzuschicken. Die Polemik ist deshalb kurz geworden; ich hoffe jedoch nichts Wesentliches ausser Acht gelassen zu haben. Auf die Abhandlung selbst konnte Domanigs interessanter Aufsatz eine weitere Wirkung nicht haben, da dieselbe bereits im Drucke sich befand; nur gereichte es mir zu lebhafter Befriedigung ersehen zu können, dass Dr. Domanig, dessen Auffassung überhaupt eine äussert lichte ist, mir in wesentlichen Punkten zustimmt oder zustimmen dürfte.

Hier ist von mehreren Bannbriefen die Rede, entweder von denen, die im Jahre 1227 nach Deutschland gelangten (Gregor IX. schleuderte zu wiederholten Malen den Bannfluch auf Friedrich's Haupt, am 29. Sept., am 10. und 18. November 1227 und am 23. März 1228) mit Ausschluss desjenigen vom 23. März 1228, oder von jenen mit Einschluss des letztern. Ist das Erstere der Fall, so müsste man annehmen, dass Walther mitten im kalten Winter aufgebrochen sei, was eben niemand ausser Walther gethan hätte, da die andern Kreuzfahrer schon im August oder September 1227 nach Italien kamen und was selbst ein so leidenschaftlicher Vertheidiger des Kreuzzuges Walthers, wie R. Menzel, nicht anzunehmen wagt. — — — Denken wir uns aber, dass unter den Briefen jene vom Jahre 1227 sammt dem vom März des Jahres 1228 verstanden sein wollen, also überhaupt die letzten Bannbriefe des Papstes, dann müsste, der letztere wenigstens, um mich so auszudrücken, auf telegraphischem Wege nach Deutschland und zu Walthers Heimat gelangt sein, wenn Walther bis zum Mai in Italien hätte sein wollen. Für diesen Monat aber war die Abfahrt nach Palästina festgesetzt und Walther konnte, als er von Deutschland aufbrach, nicht wissen, dass sich diese verzögere, wie es allerdings geschah.“

Diese Erörterungen, die wahrlich nicht das Schlechteste sind, was zu unserer Frage gesagt worden ist und besser als die Ausführungen manches „Kundigen“ sind deshalb interessant, weil sie meine Ansicht bezüglich der unsentfent brieve nicht unerheblich zu unterstützen scheinen, wornach es sich dabei weder um die Bannung im Herbst und Winter des Jahres 1227 noch um die des Frühjahrs 1228 handeln kann. Denn die Nachricht von der ersten Bannung Friedrichs könnte erst spät im October, die von der zweiten und dritten erst November—December 1227 zu Walthers Ohren gekommen sein. Damals war aber das Gros der Kreuzfahrer längst schon über alle Berge. Walther wäre mit seiner elegischen Mahnung sehr post festum gekommen und hätte sich höchstens damit lächerlich gemacht. Mich können alle diese Umstände nur immer wieder zur Überzeugung hinführen, dass L. 124, 1 fg. erheblich früher entstand und zum guten Theil auch die tieftraurige Stimmung wiedergiebt, die trotz aller Hochzeitsfeierlichkeit doch das wahre und eigentliche Gepräge des Nürnberger Hoftages vom November des Jahres 1225 bildet, denn es lässt sich nicht so leicht wieder eine Gelegenheit nachweisen, wo Walther fern von dem stillen Dasein auf seinem Würzburger Lehen in einer großen Versammlung sich einfand.

Auch die Bemerkungen Falchs zu V. 9 der „Elegie“ sind beachtenswerte Gegengründe, denjenigen zur Würdigung vorgelegt, welche dieselbe am Layener Ried gedichtet denken; er sagt diesbezüglich: Es steht fest, dass wir uns unter einem Vogelweidehof keine große Besitzung, keine Burg mit ragenden Zinnen, sondern „das einfache Gehöfte eines niederen Dienstmannes in der Lichtung eines Waldes“ zu denken haben. Was soll nun zu einer solchen Heimat Walthers Klage? Auf wessen Gruß soll er denn gewartet, wem soll er es denn verübelt haben, wenn ihm ein Gruß verweigert wurde? Woher soll er denn Zeit genommen haben, um so lange in seiner Heimat weilen zu können, bis er die Gesinnungen seiner ehemaligen Gespielen erkannt hätte? Es hätte ihm die höchste Eile nothgethan und unmöglich hätte er so lange verweilen können, bis er ein Recht hatte zu seiner Klage. Und wer sollen denn die Gespielen seiner Jugend sein? Doch nicht allein die 6—8jährigen, mit denen er sich einst an Kinderspielen vergnügte. „Denn die Gespielen und Bekannten, deren er sich wohl entsinnt und deren lauen Gruß er beklagt, dürfen nicht auf dem Tummelplatz der allerersten Kinderspiele allein gesucht werden, deren Erinnerung schwerlich ein halbes Jahrhundert überdauert hätte.“ Andere Ausführungen Falchs, so seine Deutung von mügen, sind freilich entschieden unrichtig, aber in den obigen Citaten steckt nicht nur ein Körnchen sondern ein volles Korn der Wahrheit. Der Heimatsfrage muss, ich kann dies nur nochmals betonen, L. 124, 1 fg. ferngehalten werden; das stört natürlich keineswegs die Hypothese von Walthers tirolischer Heimat,

sondern entlastet sie im Gegentheil von widrigen Motiven, die Wilmanns und Falch vorgebracht haben. Tirol kann trotz der Elegie recht gut als Walthers Heimat gedacht werden, zur zweiten Heimat ist ihm jedenfalls Österreich geworden bis zum Tode Friedrichs des Katholischen im Jahre 1198, wo Walther seine Spruchdichtung begann (neuerlich hat es wieder Koppmann in einem belanglosen Artikel der „Germania“ 1892 in Abrede zu stellen versucht), dann hat ihn Österreich sozusagen ausgewiesen — (der wünneliche Hof ze Wiene) hât sich min erwert unrehte manegen tac und Walther wurde heimatlos. Zeitweilig fand er in Thüringen, am königlichen Hofe und in Meißen Aufnahme, zum Theil aber gleicht sein Leben einer gougelfuore, die er in alten Tagen endlich gründlich satt bekommt. Kaiser Friedrich tilgt die fast verjährte Schuld des riches unde der kröne Walther gegenüber und in einem freundlich schönen Gebiete Bayerns fand er das ersehnte Heim. So rücken Tirol und Österreich, Thüringen und Meißen vor Bayern tief in den Schatten, was ihre Beziehungen zum größten Sänger des deutschen Mittelalters anlangt. Auf Bayerns Boden entstehen die herrlichen Sprüche zum Rahme Kaiser Ottos, des freilich unwürdigen Trägers der deutschen Kaiserkrone und die gewaltigen Rügesprüche gegen den Papst und die „Papisten“, deren Schönheit man immerdar empfinden wird, wenn man auch ihre Tendenzen beanständen und bedauern mag.*) Baierns hochherziger Fürst, ein würdiger Ahnherr der kunstsinnigen Wittelsbacher, ermöglicht es dem Sänger durch ein besonders reiches, großmüthiges Geschenk das Meißner Stilleben zu verlassen und auf der Weltbühne zu erscheinen, um das Höchste und Vollendetste auf dem Gebiete der Spruchdichtung zu leisten; in Bayern entstand die ganze Reihe der schönen Sprüche des Engelbertstons, hier ist die wundersame „Elegie“ gedichtet oder, wie ich lieber sagen möchte, jener herrliche Kreuzzugpsalm, der gleichsam in nuce alles noch zusammenfasst, was im Charakter Walthers bedeutsam, in seinem Geiste überragend, in seinem Liede bleibend ist. So rückt Bayern, das bei Wilmanns kurz abgethan werden musste, in Walthers Leben an die erste Stelle und das Land der glorreichen Wittelsbacher verdient es reichlich, dass es zur Herberge wurde für die sterblichen Reste dieses in der Lebensstellung kleinen, im Wesen schlichten, im Charakter bedeutenden, durch seinen Genius unsterblichen Mannes. Mag Walthers Wiege am lieblichen Rebengelände des Eisackthales, in dem an Sage und Dichtung reichen Süd-Tirol gestanden sein, mag Walther die freudenvolle Zeit seiner Jugend am nicht minder schönen Donaustrande verlebt haben, zur Vollkraft seines Geistes wuchs er in Bayern heran, hier entstand die größte Dichtung seines Lebens, hier fand er die heiß ersehnte Heimat, hier sank der nimmermüde Rufer im Streite in das Grab, hier sollte ihm auch ein Denkmal errichtet werden, das seiner Bedeutung besser entspräche als dasjenige, das ihm, den kargen Mitteln nachgebend, an „den deutschen Gemarkungen“ gesetzt wurde.

Die „Elegie“ Walthers von der Vogelweide mit ihrer schon früher gerühmten Eintheiligkeit und strengen Harmonie ist das kunstreichste und herrlichste Lied des deutschen Mittelalters. Sie ist eigentlich nur ein einziger Ton, der

*) Wesentlich anders urtheilt Wilhelm Scherer. Er war ein starrer Vorkämpfer der ghibellinischen Ideen; seiner Seele erscheinen Walthers Kampfsprüche erquickend, wie etwa der Morgenthau Blumen und Blüten. „Ich bin unter den Segnungen des Concordates in Wien aufgewachsen und weiß genau, weshalb mir das Herz schneller pocht, wenn ich Walthers Strophen gegen den Papst lese.“ Scherers ganzer und — voller Idealismus wurzelt in der liberalen Idee, die er mit einer Consequenz, die heute ausstirbt, und stets in geistvoller und vornehmer Art vertrat. Er erfand auch dem Journalismus zu Lieb' und zu Lob eine Genealogie, die man ihm öfters übernahm. Scherer hat eben die Bedeutung der Presse lebhafter empfunden, als andere; die damit zusammengehende Überschwänglichkeit ist jedoch noch immer genießbarer als der moderne Teutonismus mit seiner politisch doctrinären Zwitterhaftigkeit und seiner trostlos öden Barbarei. Scherer hat seinesgleichen nicht gefunden und wird ihm kaum wiederfinden; deshalb erfüllt mich immer die Schlussbemerkung seiner Anzeige von Wilmanns' Ausgabe (Anzeiger X, 312), so oft ich sie wieder lese, mit Wehmuth.

mit gleichbleibender Kraft zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vibriert. Was Walther im Vollbewusstsein seines dichterischen Vermögens in ähnlicher Stimmung, aber in anderer Absicht, ausgesprochen hat, L. 58, 25—26:

Kumpt sanges tac, man hoeret singen unde sagen:
man kan noch wunder

ist in der „Elegie“ in meisterlicher Art verwirklicht. Auf einer umfassendern Worte als je erblicken wir gerade in dieser Dichtung Herrn Walther von der Vogelweide und das stolze Bewusstsein seiner Bedeutung und seiner Kraft, wie seiner Eigenart und seiner die Zeitalter beherrschenden Größe hat er, etwa wie Goethe in der Elegie zu Hermann und Dorothea, so in dem Spruche L. 84, 22 fg. fest und deutlich ausgeprägt, nämlich L. 84, 28—29:

nû hilf mir, edelr kûneges rât, da enzwischen dringen,
daz wir als ê ein ungehazzet liet zesamene bringen.

Diese Verse bezeugen, dass es ein eigenartig großer Vorwurf ist, mit dem der Gedanke des greisen Dichters sich befasst. Hand in Hand mit dem großen Staatsmann, dem der Kaiser die Sorge um das Reich und um die Dynastie, um die Machtstellung des Königthums und um das schwierige Werk des Kreuzzuges aufgebürdet hat, geht der Dichter und sucht in deutschen Landen die Herzen der Tausende wieder zu erobern, die er einst nach dem Zeugnisse Thomasins für die nämlichen Ideen gewonnen hatte. Ein solches Lied sollte nach dem Willen Walthers die „Elegie“ werden.

In einem wundersam ergreifenden Bilde hebt Walther den Gesang an — darin zeigt er die Vergangenheit, die unvergessen ist und doch versunken, die unverlierbar schien und doch verloren wurde, wie die düstere Gegenwart beweist mit ihren verheerenden Wandlungen in Natur und Leben. Nur das Zeitlose ist geblieben:

wan daz daz wazzer flûzet als ez wilent flôz.

Von welcher ergreifender Schönheit ist doch dieser Vers, und man staunt billig, dass ihn die „Kritik“ auf einen bestimmten Fluss bezog, beziehen konnte! Er ist einer jener Ruhepunkte der Dichtung, der zu neuerlicher Rückschau zwingend mahnt; in rascher Art stellt dann der Sänger noch einmal Gegenwart und Vergangenheit einander gegenüber, um endlich den mächtigen Grund-Accord des Liedes erklingen zu lassen: iemer mêre ouwê. Für diesen Refrain müssen wir Walther besonders dankbar sein, denn ohne ihn hätte es sich die kritische Philologie nicht nehmen lassen trotz der vollendeten Gleichartigkeit in Stimmung, Anlage und Introitus auch diese drei Strophen chronologisch zu trennen, wie dies in gleicher Weise den Sprüchen des „Reichstones“ widerfuhr. Die zweite Strophe erneuert den Widerstreit zwischen Gegenwart und Vergangenheit, auch sie klingt deshalb hoffnungslos aus: iemer mêre ouwê. Erst die dritte Strophe bringt die erfreuliche Lösung, indem sie befreiend und erhebend die Zukunft beigestellt: in cruce salus! Daher niemer mêre ouwê.

Wie ein gewaltiger, erschütternder Monolog*) erscheint der Gesang Walthers und doch ist es kein Monolog. Die Gestalt des Dichters, die wir zuerst zu erblicken wâhnen, verschwindet und wir schauen die weisesten und besten Zeitgenossen, die die trauervolle Weltlage erkennen, fühlen und tief beklagen. Fast unmerklich weitet sich der Monolog zum Chorgesang und dieser erlangt, auch äußerlich kenntlich geworden, eine mächtige Wirkung in den beiden durch eine leichte Anaphora verbundenen Versen

uns sint unsenfte briewe	her von Rôme komen
uns ist erlobet trûren	und frôide gar benomen.

Der Bann ist gebrochen und mit der Rede des Dichters wechselt rasch der zustimmende Chor:

daz mûet mich inneclichen (wir lebten ie vil wol) etc.

*) Ich gebrauche den Ausdruck Monolog nicht ohne Absicht und denke zunächst an die Klagemonologe im Tristan, deren erster namentlich zum Vergleiche dienlich ist — Blanche-flur kann beim Empfange der Trauerpost von Rivalins bevorstehender Abreise nur „daz vil arme wort owê“ sprechen. Man vergleiche dann die nachfolgenden 21 Verse (Roeteken ZfdA. 34, 100).

Die dritte Strophe wird sogar vom Chor eröffnet. Der zweite Vers desselben gemahnt an jene Stelle in Uhland's Ballade „Des Sängers Fluch“:

Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Die edle Begeisterung, die einst das Lied „Ir sult sprechen willekomen“ durchwehte, ist dahin, selbst die Erinnerung des genossenen Glückes erscheint dem Dichter wie ein täuschender Traum; nur der Gram um den Verlust macht sich deutlich fühlbar. Die Stimmung, die ihn nun beherrscht, ist eine wesentlich andere. Natürlich hat sich die Wandlung vom Einst zum Jetzt allmählig vollzogen, wie L. 66, 21 fg., 90, 15 fg., 100, 24 fg., 112, 10 fg., 117, 8 fg. u. v. a. Stellen beweisen, doch dem Auge des Dichters erscheint nur jenes und dieses — und ein drittes, ein künftiges Einst, das ihn und die Welt erlösen soll, das gesteigerte Ansehen des Kaiserthums durch einen erfolgreichen Kreuzzug. So gipfelt die „Elegie“ in der Aufforderung zum Kreuzzug und erscheint dadurch unbezweifelbar als Kreuzlied und zwar als das schönste und vollendetste unter allen, die das ritterthümliche, deutsche Mittelalter erschuf.

Der traditionelle epische oder dogmatische Theil des Kreuzliedes ist ausgefallen und — überreich ersetzt worden; die Pointe, zu der er hinstrebte, ist geblieben: die Sühne für die vergangenen Sünden und die Erwerbung des ewigen Heiles im schlichten Dienste des Kreuzes. Besonders die letztere Idee, die auch Wolfram (Kreuzpredigt und Kreuzlied ZfdA. 30, 89 fg.) als die häufigste bezeichnet, ist mit edler poetischer Kraft und Fülle, wie nirgends wieder, zum Ausdruck gelangt.

Die erhabene Idee, für die er im Vereine mit dem machtvollen Reichskanzler eintrat, hat Walther noch einmal zum Jünglinge werden lassen, wie die eigenartige Wahl der poetischen Form darthut. Es wird selten ein Lied geben, in welchem dem Verbum eine so mächtige und bedeutende Stellung eingeräumt ist, wie in der Elegie und in dieser Eigenart wurzelt eigentlich ihre leuchtende Klarheit, ihr edles Ebenmaß, ihre überzeugende Wirkung, ihr kraftvolles Gepräge, ihr dramatisches Leben, ihre epische Fülle, ihr breiter, ruhiger, lyrischer Glanz. Mit Goethe'scher Sicherheit und Vornehmheit ist das Epitheton ornans gewählt, bald mit antithetischer Wirkung, bald mit künstlerischer Plastik soll dadurch dem Bedeutsamen der volle Nachdruck, ein fortklingender Ton, eine lebhaftere Markierung verliehen, eine hervorragende Stellung eingeräumt werden. Die „Elegie“ erinnert überhaupt vielfach an Goethe's Art und Methode, namentlich an die edle, lebendige Sprache seiner Balladen. Man sehe nur, welche Rolle Verb und Epitheton im „Erlkönig“ spielen. Gutgelaunte Leute haben sich den Scherz verstattet, den „Erlkönig“ zu „comprimieren“, vielleicht ohne zu ahnen, dass sie damit an ein Mysterium Goethe'scher Kunst gerührt haben — bei Weitem nicht alle Gedichte vertragen das „Comprimieren“; nur solche vermögen es, die die franke Architektonik und die sichere, energische Structur aus Meisters Hand besitzen, wenn der Meister Walther von der Vogelweide oder wenn er Goethe heisst.

Eine interessante Vertiefung des Charakters von Walthers „Elegie“ gewinnt man, wenn man sie etwa im Verein mit L. 67, 8 fg. und L. 100, 24 fg. in Beziehung setzt zu den kirchlichen Hymnen ad completorium und ad nocturnas, welche Seele und Leib, weltliches und geistliches Streben in Gegensatz bringen. Dass dieser Typus auch der Elegie eigen ist, erscheint mir unverkennbar und dass er ihr den Stempel des Höhern und Allgemeinen gegenüber dem Gewöhnlichen und Individuellen aufprägen will, unbezweifelbar. Es ist eines jener ständigen Themen, denen wir in Rede und Dichtung nicht nur des deutschen Mittelalters begegnen und die deshalb dem Publikum so geläufig waren, wie etwa Sagen und Lieder von den Nibelungen oder Amelungen. Denn auch hier kommt dem Dichter jenes Verständnis entgegen, wie wenn er ein Lied von Siegfried oder Dietrich anstimmt; er bringt eigentlich nur eine Variante, die um so höhern Beifall weckt, je größer die Kraft ist, mit der der Sänger auftritt, je lebendiger sein Vortrag sich gestaltet. Gerade in der so heillos trüben und zerfahrenen Zeit, der die „Elegie“ an-

gehört, war alle Welt geeignet vorbereitet für die weltmüden Töne die Walther anschlägt, für die Betrachtung der Vergänglichkeit jedes irdischen Glanzes und Glückes, für die Erwägung des Missverhältnisses zwischen Seele und Leib, für eine generelle Gewissensforschung, wobei der Geist den Leib aufrüttelt aus dem Sündenschlafe und ihn willig macht für die Kreuzfahrt. Weder Heimatslied noch Schwanenlied, sondern ein Zeitgesang der vornehmsten Art ist die „Elegie“, hervorgegangen aus der Zeit, berechnet für die Zeit.

Wie die bedeutsamsten Künstler aller Zeiten wirkt auch Walther in der „Elegie“ vor allem mittels des Contrastes. Man behauptet gewiss mit Recht: Glück und Unglück gelangen nur durch ihn zu klarem Bewusstsein, zu voller Empfindung. Das Unglück der Gegenwart contrastiert in der „Elegie“, mit dem verlorenen Glück der Vergangenheit. Diesen Contrast löst der Ausblick auf die Zukunft — wie sie dem Märtyrer des Kreuzes winkt, wie sie Dante im Paradies schildert, oder Hamerling in seiner Jugendlichtung „die Märtyrer“, andeulet:

Nach dieses Lebens
Verschwebender Nacht
Dämmert ein Morgen
Voll sonniger Pracht.

Auf! der Seraph mahnt,
Winkt mit strahlender Miene
Uns ins Vaterland;
Rinne Leben, verrinne!

Mit dem Hinweis auf den jäh empfundenen, unermesslichen Verlust beginnt Walthers wunderbar componierte Dichtung, mit der frommen, unbedingten Überzeugung, dass dieser Verlust überreich ersetzt werde; durch den Segen des Kreuzes schließt sie.

Das Contrastthema, das Walther in der „Elegie“ behandelt, ist ungefähr so alt, wie die religiöse Empfindung in der Menschenbrust. In jenen Zeiten, wo das religiöse Leben kräftiger zur Entwicklung kam oder kommen sollte, wurde es immer von neuem hervorgeholt und in alter oder erneuter Form zum Bewusstsein gebracht.

Terenz ist im Rechte, wenn er behauptet: *Nullum est jam dictum, quod non dictum sit prius*. Von den Psalmen Davids bis zu den Kreuzliedern des Mittelalters oder bis zu den Schriften und Dichtungen des Reformationszeitalters begegnet dasselbe Thema in kaum merklichen Varianten. Ludwig Hollonius hat es beispielsweise nach 1600 in die Worte gebracht: *Salus est Una divinas celebrare landes: Cetera nugae*. Zu den mächtigsten Wendungen des Contrastes, mit dem Walther in der Elegie zu wirken strebt, gehören die Verse:

die sint mir frömde worden reht als ez si gelogen.
liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,

Gerade diese beiden Verse, die von jeher den Anstoss gaben, in der „Elegie“ ein Heimatslied zu sehen, sprechen am entschiedensten gegen diese Annahme, zeigen uns die Stärke des Contrastes am deutlichsten und mächtigsten. Nicht der Einzelne, das Individuum hat offenbar diese Empfindung, sondern sie wurzelt in dem Gefühle Aller. Nicht das Einzelne und Besondere, nicht die Landschaft im Eisackthal, nicht die paar Leute dort, sondern die Welt ist eine andere geworden, die Menschheit, die Stände, das Volk, Alter und Geschlechter, Zucht und Sitte im allgemeinen haben sich gewandelt. Das Bewusstsein dessen drängt sich auf die Zunge eines jeden, quillt mit Bitterkeit und Trauer aus den Herzen Aller. Deshalb, weil am Layener Ried ein Wald abgestockt ward und ein paar Ritter oder Bauern alt geworden sind, bietet Walther nicht den Heerbann Christi auf, sondern weil die Welt so verkehrt, weil ihr Glück so hinfällig, weil ihr Glanz so gleißnerisch sich erwies, weil Natur und Leben so völligem Wandel verfallen, dass aus ihnen kein rechter Trost mehr gesogen werden kann. Der Contrast zeigt sich in besonders glänzender Art in der Form. — Die drei Strophen der Elegie sind so gegliedert, dass die beiden ersten Strophen in 4 Theile zu je 4 Versen zerlegt werden können;*) in der dritten Strophe behandeln die 4 ersten Verse das Thema der beiden vorangegangenen Strophen,

*) Also nicht nur Nibelungenvers, sondern Nibelungenstrophe!

die 12 folgenden Verse weisen auf die Rettung aus dem mit steigender Kraft und zunehmendem Detail geschilderten Elend der Gegenwart. Denn zum Contrast benützt Walther ein zweites Motiv, das gleichfalls in den bedeutendsten Poesien angetroffen wird — die successive Ergänzung des Bildes, die Schilderung an Stelle der Beschreibung, die Darstellung der Wirkungen statt der Aufzählung der Ursachen. Der Zustand, den Walther darstellen soll, wird genau nach Lessings diesbezüglichem Begriffe in Bewegung und Handlung umgesetzt. Nimmt man noch hinzu, dass der Elegie ein ausgeprägt musikalisches Moment, man möchte sagen, schon nach ihrer Absicht innewohnt, so gewinnt man erst einen klaren und vollen Blick in Walthers großartige Composition, so entschleiert sich erst das Geheimnis der ganz ausserordentlichen Wirkung dieser hehren Dichtung. Mit ihr hat Walther das Letzte und Größte geleistet und mit Grund ließe sich auf die Elegie als Walthers „Schwanenlied“ jenes Wort Heinrichs von Morungen beziehen, MF. 227, 34—35:

Ez ist site der nahtegal,
swan si ir liet volendet, sô gewîget si.

Der die Elegie nach Form und Inhalt beherrschende Contrast löst neuerlich die Frage bezüglich der Interpunktion von L. 134, 1—2 zu Ungunsten der Zarneke'schen Hypothese: verschwunden — alliu minlu jâr; getroumet — wâr; wânde iht wære — was daz iht sind der Form und der Idee nach Antithesen.

Ungerecht ist auch Roethe's Vorwurf (R. v. Zw. S. 126): „Die freie Caesur, welche Wackernagel (Afr. L. u. L. S. 214) für Walthers Elegie angenommen (Bartsch Germ. VI, 212 fgg., Wilmanns in der Ausgabe haben ihm zugestimmt) sei ein Tribut an die fortschreitende technische Verrohung der Zeit.“ Ich finde da nur eine Freiheit, nicht eine Roheit.

Dass die Caesur überall dahin gehört, wo sie Wilmanns setzt, bezweifle ich, dass die stumpfen Caesuren jedoch nicht zu beseitigen sind, beweist L. 124, 10 und so mag wohl L. 124, 16 der von Roethe angedeuteten Correctur leicht enttrathen. Ebenso ist sein Vorschlag zu L. 124, 25 gewiss abzuweisen. Die Caesur ergibt sich übrigens in der „Elegie“ im Grunde genommen schon aus der Antithese und dem Parallelismus der Sätze, sie ist nicht gesucht, sondern findet sich von selbst ein, so dass der Zweifel, den Roethe a. a. O. seines prächtigen Werkes über Walthers Schüler, Reinmar von Zweter, äussert, unbegründet erscheint.

Aus der richtigen ästhetischen Würdigung der „Elegie“ ergibt sich auch mit positiver Sicherheit, dass die Lesart: vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt allein zutreffend ist. Es lassen sich an die Verse, in welcher Walther die Natur schildert, wieder vergleichsweise Wahrnehmungen der größten Dichter anschließen, die den Sinn jener in umfassender Weise erklären. So beispielsweise das Goethe'sche Wort:

Du schöne Natur, bist nicht einerlei,
Und bist doch immer die gleiche;
Und alles ist alt und alles ist neu
In deinem blühenden Reiche!

Walther denkt mit dem oben citierten Vers durchaus nicht an bestimmte Felder und Wälder, sondern Feld und Wald sind nur pars pro toto und nicht die Natur sondern das Leben ist öde geworden und lässt die Natur, die ihm in friedvollen und freudigen Tagen voll Schönheit und Reichthum prangte, jetzt farblos und leer erscheinen. In geradezu großartiger Weise tritt dieser Gegensatz zwischen Natur und Natur oder ihre Abhängigkeit von der Stimmung und dem Gemüthe des Menschen in Schillers Denken und Dichten hervor. Der „Riese von Marbach“ steht Walther ohnedies nicht allzuferne, denn beide sind Dichter des „Selbstgefühls“ und ausgesprochene Freunde der Einsamkeit — jedoch ohne misanthropische Anwandlung. Ich muss mich mit diesem Hinweis auf Schiller, dessen Dichtung und Briefwechsel (insbesondere

die philosophischen Briefe kommen da sehr in Betracht) eine reiche Fundgrube für diese Verhältnisse bieten, schon wegen Raummangels begnügen; höchstens könnte ich noch auf Dr. Küsel's Abhandlung in Herrig's Archiv 55 91—101 aufmerksam machen, „Schiller und seine Sehnsucht nach der Natur“ wo der Gegenstand wenigstens eine theilweise und anregende Erörterung findet. Betonen muss ich noch, dass in dieser Auffassung des Dichters auch das Moment der Steigerung hervortritt, von dem oben als Begleitmoment des Contrastes die Rede war und das demnach in Walthers Elegie, wie in Schillers Dichtung in gleichartiger Weise wiederkehrt — von der Natur geht der Dichter auf das „Leben“ über, dessen trübe Gestalt die Veränderung jener herbeiführt und begründet. Die Unfreundlichkeit der Natur wird durch die Freundlichkeit des Lebens aufgehoben, nicht aber umgekehrt. Grau und Schwarz sind die düstern Farben von Walthers letztem Liede, die Lieblingsfarben der Melancholie. Man darf dabei sich wohl an Goethes Spruch erinnern:

Zart' Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunkeln Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Mit der Elegie hatte Walther sich selber „überwundert“ und mit Ernst Moritz Arndt, dem ehrwürdigen Patriarchen deutschen Sanges und deutscher Sitte konnte er nun rufen:

Geht nur hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süsse Ruh'
Von den Engeln droben zu.

Die Nähe des Grabes leiht der „Elegie“ Stimmung, Ton und Farbe und vermittelt ihr die wirksamsten Ideen, die in der Dichtung immer wiederkehren,*) die namentlich den gewaltigsten dichterischen Schöpfungen aller Zeiten und Völker zu eigen gehören: Welt und Leben, Traum und Wirklichkeit, Zeit und Ewigkeit, Jugend und Vergänglichkeit, Schlaf und — Erwachen.

Schönheit und Reiz des Lebens, das die Liebe verklärt, sind oft besungen worden, von dem „Namenlosen“ an, der das wip singen lässt:

Mich dünket winter unde sné
schöne bluomen unde klé
svenne ich in umbevangen hân

bis herab auf Goethe, der behauptet: Das Leben überwiegt Alles, wenn die Liebe in seiner Schale liegt oder auf den jüngsten Minnesänger Max Hoffmann, der in der Schlussstrophe von „Lenz und Liebe“ begeistert ausruft:

O Lust des Lebens! Nicht ein eng Verließ,
Drin wir gefangen, ist dies Weltgetriebe,
Hier auf der Erde gibts ein Paradies,
So lang noch Blüten bringen Lenz und Liebe.

Nicht minder häufig ist die ernstere Auffassung der Bedeutung, der Tragik, der Nichtigkeit des Lebens wie die „Elegie“ sie, an das salomonische Vanitas vanitatum erinnernd, bietet. Zu den denkwürdigsten Äusserungen in dieser Hinsicht gehört wohl die Stelle in Ottiliens Tagebuch (II, 10): Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, ist nur eine Comédie à tiroir, ein schlechtes Schubladenstück. Man schiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden.

*) Schon seit R. Menzel ist man gewohnt, die „Elegie“ mit Schillers „Die Ideale“ zu vergleichen und namentlich einzelne Stellen berechnen lebhaft genug dazu:

Kam nichts Dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?

Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,

Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg.
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Die Dichtung folgt selten in der Auffassung des Lebens oder in der Wertschätzung desselben dem heitern Muthwillen Demokrits, sondern meist

Auch eine andere, ähnliche Dichtung Schillers „Das Ideal und das Leben“ entbehrt nicht der Anklänge an Walthers „Elegie“:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

In ähnlicher Art gewährt auch die zweite Szene des vierten Actes von Schillers Räufern eine wehmüthig schlichte Auseinandersetzung über die Vergänglichkeit des Irdischen.

Zugleich verweise ich auf das Programm der Realsch. I. O. zu Trier v. J. 1871 „die beiden Hauptgrundsätze der religiös-sittlichen Weltanschauung Schillers“ vom Religionslehrer Joh. Th. Kaifer. Als solche betrachtet der Verfasser: Die Welt hat zuviel des Elends, als dass sie den Menschen zu befriedigen vermöchte. All die mannigfachen Lebensgüter genügen ihm nicht, auch die Wissenschaft stillt nicht den Durst des Wissens. Alles Irdische ist hinfällig und vergänglich — — — Aus dieser Welt der gemeinen Wirklichkeit sehnt er sich in eine ferne Zeit, an einen einsamen Ort, er richtet seinen Blick auf ein besseres Jenseits etc. etc.

Vgl. dazu Herrigs Archiv 52, 432. In der That hat Schiller diese Ideen lebhafter, als man ihm zumuthen möchte, in seinen Dichtungen von der Jugend bis zu seinem frühen Tode vertreten, von der Laura am Klavier und der Leichenphantasie angefangen bis zur Todtenfeier am Grabe Riegers oder zum Geisterscher (vgl. mit L. 124, 16 das Wort des Prinzen zum Grafen, der die Nothwendigkeit der Unsterblichkeit behauptet: „Du eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst“) oder zum Jüngling am Bache oder zu jenen gewaltigen Tragödien, mit denen Schiller Dichtung und Leben abschließt und die von Grabesahnung und von dem Gedanken irdischer Nichtigkeit völlig durchweht sind; insbesondere gilt dies von Wallenstein und der Braut von Messina.

Das Thema der Vergänglichkeit behandelt auch: Grillparzer „Die Jüdin von Toledo“, König:

So ist die Ehre und der Ruf der Welt
Kein ebner Weg auf dem der schlichte Gang
Die Richtung und das Ziel den Wert bestimmt;
Ist's nur des Gauklers ausgespanntes Seil,
Auf dem ein Fehltritt von der Höhe stürzt
Und jedes Straucheln preisgibt dem Gelächter?

Faust: So fluch ich Allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!

Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen henchelt,
Deß Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!

Medea V. (Schluss): Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.

Hamlet (II): Die Erde, dieser treffliche Bau, scheint mir nur ein kahles Vorgebirge, seht ihr, dieser herrliche Baldachin, die Luft, dies wackre, unwölbende Firmament, dies majestätische Dach, mit goldnem Feuer ausgelegt; kommt es mir doch nicht anders vor, als ein verpesteter, fauler Haufe von Dünster. Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild der Lebendigen! Und doch, was ist mir diese Quintessenz vom Staube? Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht.

Man vergleiche auch das Todtengräberlied Hamlet V, 1.

Collin Regulus (Prolog): Nichts ist äuss're Grösse!
Wohl dem, der dann, wenn diese Falsche scheidet,
In seiner Brust die wahre Grösse findet,
Die jedem Schicksal, die dem Tode trotz!

Jean Paul: Der Mensch hat dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Aus Dante's „divina commedia“ möge verglichen werden.

L'Inferno VII, 61 fg: Jetzt kannst du, Sohn, die kurze Posse sehen
Der Güter, die Fortuna uns verspricht,
Und die auf Erden machen Kampf entstehen;
Denn alles Gold, das unter'm Mond mag blinken
Und blinkte je, vermöchte einer nicht
Der müden Seelen hier zur Ruh zu winken.

Purgatorio XI, 91 fg: O du der Menschenkräfte eitles Prangen,
Wie kurz sich Grün auf deinem Wipfel hält,
Kommt nicht ein rohes Alter nachgegangen!

der düstern Stimmung Heraklits, „des Dunkeln“, den Lucian bei der Auktion von Philosophenhäuptern, die schwermüthigen Worte sprechen lässt: Ich

Als Malerfürst ward Cimabu' gefeiert,
Und jetzt behauptet Giotto doch das Feld.
Der Jenes Glanz in Dämmerung verschleiert.
Ein Guido hat dem andern weggenommen
Der Sprache Ruhm, und möglich, dass ihr selbt,
Beid' aus dem Nest zu jagen Einen kommen.
(Dante meint hier sich selbst.)
Nur Windeshauch ist Menschenpreis auf Erden,
Der bald von der, bald jener Seite weht,
Und wechselnd nach dem Ort genannt muss werden.

Dem Gras an Farb muss ich den Ruhm vergleichen,
Die kommt und geht, und die, durch die es fein
Und zart der Erd entsprosst, macht es erbleichen.

Paradiso IX, 10 (Worte Karl Martells. Dante's Zeitgenossen):

Ach blinde Seelen, thöricht, gottvergessen,
Die ihr euch wendet von so grossem Gut,
Und nur auf Eitelkeiten seid versessen!

Eine Stelle, die lebhaft an die ersten Verse der „Elegie“ erinnert, findet sich in einer Handschrift aus dem Kloster Engelberg v. J. 1372, mitgetheilt von Bartuch Germ. XVIII, p. 53:

Die zít die hat verlouffen sich
Und alle mínen jungen tag etc.

Ein Gegensatz zur Trauer über die Vergänglichkeit der Jugend und des Lebens bieten die „Räuber“ II, 2:

Amalia. Sterben ist Flug in seine (Karls) Arme. Wohl euch! (der alte Moor) Ihr seid zu beneiden. Warum sind diese Gebeine nicht mürb? warum diese Haare nicht grau? Wehe über diese Kräfte der Jugend! Willkommen du markloses Alter, näher gelegen dem Himmel und meinem Karl!

Ich schliesse dieses Capitel mit den geistvollen Worten Seneca's Epist III 3 (24), 20: *Cotidie morimur, cotidie enim demitur aliqua pars vitae, et tunc quoque, cum crescimus, vita decrescit; infantiam amissimus, deinde pueritiam, deinde adulescentiam usque ad hesternum, quidquid transiit temporis, perit.*

Nahe verwandt ist damit die Auffassung der „Welt“, wie sie in der Elegie und in zahlreichen Liedern und Sprüchen Walthers begegnet, womit folgende Stellen verglichen werden können: der Kater (Faust Hexenküche):

Das ist die Welt.	Wie bald bricht das?
Sie steigt und fällt	Ist hohl inwendig;
Und rollt beständig;	Hier glänzt sie sehr
Sie klingt wie Glas;	Und hier noch mehr.

König Richard der Zweite Akt 5, Sc. 4: König Richards Monolog.

Aus dem Nachtleben des Peter Squenz und Dr. Faust ZfdA. 26, 249:

O Eitelkeit der Welt!	Dass du verlierest dich
Wie liederlich bist du bestellt,	Und d'Leut lasst in den Stich;
Wie schlecht thust du aussehen,	Doch viel sich lassen narren
Wie bald thut es geschehen,	Bei dir sie wollen verharren.

Die Welt mit ihren Lockungen erscheint bei mhd. Dichtern, namentlich auch bei Walther, häufig und in genügsam bekannter Art personificiert; interessant ist es aber, eine ähnliche Personification auch bei Dante zu finden: Purgatorio XIX, 1 fg. und insbesondere 25 fg:

Es war ihr Mund noch singend zu vernehmen,
Als eine Frau erschien ganz nah bei mir,
Heilig und schnell, um jene zu beschämen.
„Virgil, Virgil!“ rief sie, das Weib verachtend,
Im edlen Zorn, „wer ist doch diese hier?“
Er aber kam, die Hohe nur betrachtend;
Die Andre fasst er, vorn zerreisend deckte
Ihr Kleid er auf, enthüllte ihren Leib,
Aus dem ein hässlicher Geruch mich weckte.

Es ist die Sirene-Welt; eine Variante bieten Plastik (vgl. Goedeke Grundriss p. 1154, und Poesie bereits des frühern Mittelalters (F. Sachse; K. v. W. Der Welt-Lohn — MSH 3(41 fg.)), und wo die Frau Welt etwa als Gegenstück zu jener gerade die Schönheit ihres Rückens bewundernden Hetäre, die vordem unter dem falschen Namen der Venus kalipygos gieng, gelten möchte, denn als Hetäre erscheint die Welt bei Dante wie bei den Sängern des deutschen Mittelalters.

weine, o Fremdling, weil mir die menschlichen Dinge so traurig und thränenwert vorkommen und alles so hinfällig. Darum bemitleide und beklage ich die

Karl Julius Weber citiert im Demokritos (Capitel: Frohsinn) ein Kirchenlied, das er mit folgendem Commentar begleitet: Der Heitere lacht mit, wenn andre über seine Glatze lachen, wie Caesar, wenn er sie auch nicht mit Lorbeeren bedecken kann, und singt das Lied, das ich noch heute summe, das aber meinen Lesern wohl unbekannt sein wird, da die Gesangbücher ausser Mode sind. Ein Kirchenlied? Ja, und man zeige mir eins, das humoristischer wäre!

Ach, wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!
Lies es rückwärts und von hinten.
Du wirst einen Nebel finden,
Welcher plötzlich muss verschwinden.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist des Menschen Stärke!
Der des Löwen Schlund zerrissen,
Tausend auf einmal geschmissen,
Hat auch in das Gras gebissen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist des Menschen Ehre!
Trägt man dich des Todes Strassen
Wird der Bauer auf der Gassen
Seinen Hut wohl sitzen lassen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist des Menschen Wissen!
Plato, der so kunstvermessen
Wie ein Gockelhahn gegessen.
Hat schon längst auch ausgefressen. etc.

Im Anschluss möchte ich auf ein schönes Gedicht hinweisen, das wir der bescheidenen Muse Hans Ferdinand Massmanns danken, des Herausgebers der Kaiserchronik; es ist 1862 im Bade Oynhausen entsanden:

Des Menschen Leben ist ein rastlos Wallen
Zu fernem Ziel, in Ahnen, Sehnen, Glauben,
Und wie des Weges Bahnen steigen, fallen,
So wechselt's im Empfangen und im Rauben. etc.

Es raubt der Tod, was uns ein Gott gegeben,
Dass er nicht scheint der ew'gen Liebe Bote,
Denn Leben ist nur Liebe, Liebe Leben,
Doch wird auch dunkle Nacht zum Morgenrothe.

Ihm wallen muthig, gläubig wir entgegen:
Wir wissen, dass uns aufgeht treu die Sonne,
Ihr erster Strahl gießt in die Seele Segen,
Ihr letzter öffnet uns die ew'ge Wonne.

In einigem Gegensatz zu dieser frommen und milden Auffassung des Lebens und seiner Bedeutung stehen die Worte Karl Moors, in den Räuheren III, 2: Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorge — ihre Götterplane und ihre Mäusegeschäfte, das wunder-selt-same Wettrennen nach Glückseligkeit; — dieser dem Schwung seines Rosses anvertraut — ein anderer der Nase seines Esels — ein dritter seinen eigenen Beinen; dieses bunte Lotto des Lebens, worin so mancher seine Unschuld und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

Ich lasse nun bedeutsame Citate der hervorragendsten Dramatiker folgen, die sich a auf die Wertschätzung des Lebens, b. auf die Zeit, c. auf die verlorne Jugend beziehen.

a. Das Leben.

Sophokles: König Oedipus V, 1155 fg. Der Chor. Erste Strophe:

Ihr Menschengeschlechter, ach!
Euch, die leben im Lichte, wie
Zähl' ich ähnlich dem Nichts euch!
Denn welcher der Sterblichen
Nimmt ein größeres Glück dahin,
Als so viel ihm der Wahn verleihet,

Bis vom Wahn er hinabsinkt?
Durch dein grässliches Los geweint,
Dein unseliges Missgeschick,
Armer Oedipus, preis' ich Nichts
Glückselig auf Erden.

(Vergl. auch den Schluss des Dramas und das homerische: Gleich wie die Blätter im Winde etc.).

König Eduard III. (IV, 4): Audley:

Sterben ist so allgemein als Leben;
Gewagt eins, das andere erjagt.
Den gleich vom Anbeginn ist unser Leben
Nur eine Jagd, ein Rennen nach dem Tod.
Erst sind wir Knospen, Blüten nun, dann Samen;
Alsbald dann fallen wir; und wie der Schatten
Dem Körper folgt, so folgen wir dem Tode,
Wenn wir ihm denn nachziehen, warum ihn fürchten? etc.

Sterblichen. Und das Gegenwärtige möchte noch angehen, was aber kommen wird ist geradezu grässlich, ich meine den Weltbrand und den Untergang des

- Prinz: O theurer Greis! wohl tausend, tausend Panzer
 Hat dies dein Wort mir um die Brust geschnallt.
 Ha! welchen Tropf doch machst du aus dem Leben!
 Erjagen, was wir fürchten! Wie entstellst du
 Des mörderischen Tod's tyrann'schen Sieg!
 Wenn alles Leben, so sein Pfeil erreicht,
 Ihn sucht, nicht' er sucht: Schmach seinem Ruhm!
 Nicht einen Pfennig geb' ich für mein Leben,
 Ja keinen Heller, grimmen Tod zu flieh'n;
 Wenn Leben nur nachjagen heisst dem Tod
 Und Sterben nur Geburt zu neuem Leben:
 Komme die Stunde, wens der Lenker will!
 Auf Leben und Sterben hält mein Gleichmuth still.
- König Heinrich der Vierte I, 5, 3 Percy:
 O edle Herrn, des Lebens Zeit ist kurz:
 Die Kürze schlecht verbringen wär' zu lang,
 Hieng' Leben auch am Weiser einer Uhr
 Und endigte, wie eine Stunde kommt.
- König Heinrich der Sechste III, 2, 5, König Heinrich:
 Wer wird in dieser Welt des Jammers froh?
 O Gott! mich dünkt, es wär' ein glücklich' Leben,
 Nichts Höheres als ein schlechter Hirt zu sein;
 Auf einem Hügel sitzend, wie ich jetzt,
 Mir Sonnenuhren zierlich auszuschneiden,
 Daran zu sehen, wie die Minuten laufen,
 Wie viele eine Stunde machen voll
 Wie viele Stunden einen Tag vollbringen,
 Wie viele Tage endigen ein Jahr,
 Wie viele Jahr der Mensch auf Erden lebt,
 Wann ich dies weiss, dann theil' ich ein die Zeiten:
 So viele Stunden muss die Herd' ich warten,
 So viele Stunden muss der Ruh' ich pflegen
- — — — —
- Ach, welch ein Leben wär's! wie süß, wie lieblich! etc. etc.
- Macbeth II, 3, Macbeth: Von jetzt gibt es nichts Ernstes mehr im Leben:
 Alles ist Tand, gestorben Ruhm und Gnade!
 Der Lebenswein ist ausgeschenkt, nur Hefe
 Blieb noch zu prahlen dem Gewölbe.
- Macbeth (V, 5): Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild;
 Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht
 Sein Stündchen auf der Bühn' und dann nicht mehr
 Vernommen wird; ein Märchen ist's, erzählt.
 Von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth,
 Das nichts bedeutet.
- Sappho (III, 2): Mag auch das Leben noch so lieblich blinken,
 Mit holden Schmeichellauten zu dir tönen,
 Als Freundschaft und als Liebe an dich locken.
 Halt ein, Unsel'ger! Rosen willst du brechen
 Und drückst dafür die Dornen in die Brust!
- Dagegen: Ahnfrau (II) Jaromir: Ist das Leben doch so schön,
 Aller Güter erstes, höchstes,
 Und wer alles setzt daran,
 Wahrlich, der hat recht gethan!
- Ahnfrau IV, Graf: Lass mich, treuer Diener, lass mich
 Noch einmal am Rand des Grabes
 Diesem wüsten, wirren Leben,
 Wüst und rauh und dennoch schön,
 Noch einmal in's Auge seh'n;
 Seine Feuden, seine Leiden
 Mich zum letzten, letzten Abschied
 Noch einmal als Mensch mich fühlend,
 Drücken an die Menschenbrust.
 Noch zum letzten Male schlürfen
 Aus dem bitter süßen Becher —
 Und dann, Schicksal, nimm ihn hin!

All. Das ist mein Jammer, und dass hienieden nichts Festes und Bleibendes ist, sondern alles in einen wüsten Brei zusammengührt; und dass Freude

Grillparzer, das goldene Vließ II, 1, Medea:

Ein thöricht Wesen dünkt mich der Mensch:
Treibt dahin auf den Wogen der Zeit,
Endlos geschleudert auf und nieder,
Und wie er ein Fleckchen Grün erspäht,
Gebildet von Schlamm und stockendem Moor
Und der Verwesung grünlichem Moder,
Ruft er: Land! und rudert d'rauf hin
Und besteigt's — und sinkt — und sinkt —
Und wird nicht mehr gesehen.

Das goldene Vließ III, 14, Medea:

Wenn ich das Märchen meines Lebens mir erzähle,
Dünkt mir, ein Andrer spräch', ich hörte zu,
Ihn unterbrechend: Freund, das kann nicht sein! etc. etc.

Wallensteins Tod 4, 12 Thekla:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend
Lag vor mir der neue gold'ne Tag! etc. etc.

Vergl. auch Schillers Reiterlied und damit Othello II, 3 Jago's Lied, ferner die Schlussstrophe von Amaliens Lied in den Räufern III, 1.

Faust: Ach, unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Mephisto: Und rathe nun dir kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen,
Damit du, losgebunden. frei,
Erfahrest, was das Leben sei,

Faust: In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! Sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der Jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt. etc. etc.

Mephisto: O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Dass von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut! etc.

Dagegen: Mephisto (Auerb. Keller): Ich muss dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben lässt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest. etc.

Faust (II. Th. 1): Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Stürzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäumen pustend
Allein, wie herrlich, diesem Sturm erspüßend,
Wölbt sich des bunten Regens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend.
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

Faust (II, 2) Baccalaureus: Des Menschen Leben lebt im Blut und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.

Gewiss, das alles ist ein Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth,
Hat einer dreissig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt. etc. etc.

im Grunde dasselbe ist wie Leid, Wissen wie Nichtswissen, Großes wie Kleines, da alles von oben nach unten wogt, von unten nach oben, im ewigen

Einen im Sinne von Goethes Faust gearteten Vortrag über das Leben enthält das Drama eines ganz modernen Poeten, nämlich Rudolf Lothars, „der Wert des Lebens“; der Dichter gelangt darin zu folgender These:

Was man für And're thut, für And're schafft,
Wie man das Heil der andern wirkend mehrt,
Wie man den Andern leiht die eig'ne Kraft:
Das ist des Lebens Inhalt, ist sein Wert.

Camoens sagt in einem seiner herrlichen Sonette:

Was beut die Welt, um noch darnach zu spähen?
Wo ist ein Glück, dem ich mich nicht entschwur?
Verdross nur kann' ich, Argwohn kann' ich nur,
Dich, Tod, zuletzt, was konnte mehr geschehn?
Dies Leben reizt nicht, Leben zu erstehen,
Dass Gram nicht tödte, weiß der, der's erfuhr:
Birst du noch größ'res Missgeschick Natur,
Dann seh' ich's noch, denn Alles darf ich sehen!
Der Unlust lange starb ich ab und Lust,
Selbst jenen Schmerz verschmerzt' ich, büß' ich ein,
Der längst die Furcht gebannt mir aus der Brust.
Das Leben fühlt ich als verliebte Pein,
Den Tod als unersetzlichen Verlust,
Trat ich nur darum in das kurze Sein?

Zu Walters „Elegie“ stimmen aber die folgenden Schlussverse eines anderen Sonetts von Camoens:

Vertraue nicht der trüglichen Erscheinung,
Geborgt nur war, was du geliebt im Leben,
Der Welt Gestalten wandelbar zerstieben.
Du wandle auch Empfindung, Wunsch und Meinung,
Und bleib allein der Liebe treu ergeben,
Die unvergänglich ist mit dem Geliebten.

Und angeschlossen zu werden verdienen die schönen Worte seines Biographen: Braniss: „In Camoens erscheint der erhabene Schmerz eines tiefen begeisterten Gemüthes, das eine grosse, herrliche Zeit in das weite Grab der Vergangenheit hinabsinken und doch kein lebenskräftiges Neues sich gestalten sieht, das in dem erfolglosen Unternehmen, darin der ritterliche Geist vor seinem Erlöschen noch einmal aufflammt, seine letzte Hoffnung verliert und in sich zusammenbricht.“ Näher steht Camoens freilich Dante und zwar wegen der gewaltigen Art der Naturbilder und der ausgedehnten Kenntniss und Anwendung der Bibel in seiner Dichtung. Noch muss hier auf die Krone seiner lyrischen Dichtung verwiesen werden, auf die Paraphrase des 137. Psalms in Decimen, die mit Walthers und Dante's Dichtung als die dritte im Bunde zu bezeichnen ist. Die zweite Decime lautet:

Angedenken sel'ger Stunden	Doch indem ich auferwachte
Stellten sich im Herzen dar,	Meine Augen voller Zähren,
Und was fern dahin geschwunden,	Von dem Traum, den ich mir dachte,
Hatte neu sich eingefunden,	Sah ich, wie das hingebachte
Als obs nie geschieden war.	Glück und Kummer mag gebären.

Der Kürze des Lebens stellt der Dichter freilich viel seltener die Länge desselben gegenüber. Eine classische Stelle hierfür bietet Ibsen „das Fest auf Solhaug“ I, 3 Margit:

Wie lange währt wohl ein Menschenleben?
Oft neunzig Jahre — hilf Heiland, du frommer!
Und ich — bin erst neunundzwanzig Sommer!

Dagegen I, 8: Margit. Zwölf Jahre sind eine lange Zeit, Gudmund, die frische Pflanze kann in zehnmal kürzerer Frist sterben.

Mit Sophokles sei dies Capitel geendet, wie es mit ihm begonnen hat.

Oedip. auf Kol. V. 1202 fg. Wer das längere Lebenstheil
Wünscht, nicht achtend des kürzern,
Den hält thörichter Unverstand
Ewig gebunden nach meinem Urtheil, etc.

Dazu die Parallelstelle „Antigone“ V. 459 fg.: Und nimmt der Tod
Mich vor der Zeit hin, acht' ich das Gewinn für mich
Denn wem so vielfach herbe Noth das Leben kränkt.
Wie mir, gewährte diesem nicht der Tod Gewinn?
(Vgl. auch „Ajas“ V. 452 fg.).

Und „Antigone“ V. 607—608: — — — — — nie waltet
Im Leben das Glück lauter und frei vom Leide (Vgl. d. Trachin. V. 121 fg.).

Wechselspiel der Zeit.“ Es ist dies die nämliche Idee, die das Leitmotiv der herrlichsten Dichtungen des „gekrönten Psalmisten“, der schönen biblischen Erzählung

Endlich „Philoktetes“ V. 491 fg.:

du siehst ja,
Wie drohend Alles, voll Gefahr, der Menschen Pfad
Umlagert, hier das Ungemach und dort das Glück.
Wer frei von Leid ist, blicke fürchtend auf das Leid,
Und wer das Glück hat, schaue frei mit wachem Blick
In's Leben, dass nicht ungeahnt der Fluch ihn trifft.

Der rasende Ajas V, 125: Wir alle, die wir leben, sind nichts Anderes,
Als Scheingestalten, als ein flüchtig Schattenbild.

Ein kurzer Tag senkt nieder alles Menschenwerk etc.

Sterne: Dies Leben ist nur ein Epigramm und der Tod die Pointe desselben.

Götz v. Berl. Olearius: Der Menschen Leben ist kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Casus vor.

b. Die Zeit.

Die bildende Kunst hat die Zeit mannigfach zur Darstellung gebracht; Saturnus mit der Sichel, zugleich geflügelt und gefesselt — ein alter, bärtiger Mann, geflügelt und mit einer Sense oder auch mit einem Stundenglase ausgerüstet (Vgl. Ramler, Monatsschrift d. Akad. d. Künste u. mech. Wiss. z. Berl. 1788, 1. Bd.) -- sie alle deuten hinlänglich den Charakter der Zeit an. Mannigfacher, lebhafter und deutlicher ist derselbe freilich von der Poesie geschildert worden, wie die folgenden Belegstellen zeigen:

Soph. Oedip. auf Kolonos 605 fg.: Sohn des Aegeus, theurer Mann, den Göttern nur
Naht nie das Alter, ihnen naht niemals der Tod
Doch alles Andere stürzt die Allgewalt der Zeit etc.

Othello II, 3, Jago: Wo heilt 'ne Wunde je, als nach und nach?
Du weißt, man wirkt durch Klugheit, nicht durch Zauber,
Und Klugheit hängt von Zeit und Stunden ab.

Ein Lieblichkeitsthema aller anakreontischen Dichtung ist es, auf die Ausnützung der Zeit zur Schaffung rechter Lebensfreude aufmerksam zu machen. In diesem Sinne ist auch Hölty's „der rechte Gebrauch des Lebens“ gedacht:

Wer hemmt den Flug der Stunden! Sie rauschen hin,
Wie Pfeile Gottes! Jeder Sekundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlaf!

Dir blüht kein Frühling, wenn du gestorben bist;
Dir weht kein Schatten, tönet kein Becherklang;
Dir lacht kein süßes Mädchenlächeln,
Strömet kein Scherz von des Freundes Lippe!

Noch rauscht der schwarze Flügel des Todes nicht!
Drum hasch' die Freuden eh' der Sturm verweht,
Die Gott, wie Sonnenschein und Regen,
Aus der vergeudenden Urne schüttet! etc. etc.

Rousseau: Das Leben ist so kurz und die Zeit so kostbar.

d'Alembert entgegnet: Das Leben ist so armselig, und das Vergnügen so selten, warum den armen Sterblichen eine vorübergehende Erholung misgönnen, die ihnen die Bitterkeit und Leerheit des Daseins erleichtert?

Shakespeare: Die Zeit galoppiert mit dem Missethäter zum Richtplatz und schleicht wieder wie eine Schnecke mit der Braut zum Altare.

Karl Julius Weber (Demokritos): Die Zeit ist das Edelste, was uns, zunächst dem Verstande geworden ist (Vgl. übrigens das Capitel „Zeitvertreib“).

Thales: Die Zeit ist das Weiseste, weil sie alles findet.

Napoleon: Verlangen sie von mir alles, nur nicht Zeit, diese steht nicht in meiner Gewalt.

Don Carlos III, 8. Alba. Er will Sie kennen lernen.

Marquis. Der bloßen Neugier wegen — o, dann schade
Um den verlorenen Augenblick — das Leben
Ist so erstaunlich schnell dahin.

Ibidem III, 9: Marquis. Wohl gesprochen, Herzog. Nützen

Muss man dem Augenblick, der einmal nur Sich bietet.

Braut v. Messina III, 1: Die Zeit ist eine blühende Flur.

Schiller Spruch: Dreifach ist der Schritt der Zeit etc. etc.

In den Räubern I, 2 sagt Roller den Galgen paraphrasierend: trotz dem gefräßigen Magen der alten Urahn Zeit unter Sonn' und Mond und allen Fixsternen schweben*; ferner I, 3 eine berühmte Stelle Amalia: „Du hast mir eine kostbare Stunde gestohlen, sie werde dir an deinem Leben abgezogen“, endlich II, 1 Franz Monolog: „Es dauert mir zu lange — das Leben eines Alten ist doch eine Ewigkeit.“

vom Dulder Hiob bildet oder die auch dem Faust Goethe's zu Grunde liegt oder der eigenartigen Erscheinung der „Bußdramen“, die der Literatur des

Kabale und Liebe I, 3, Louise: Dieser karge Thautropfe Zeit — schon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüstig auf.

II, 1 Lady: Ich gebe dir einen Demant für jede Stunde, wo ich sie (die Hofleute) mir vom Halse schaffen kann.

II, 4. Ferdinand: Ein Lächeln meiner Luise ist Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens ist aus, bis ich diese Thränen ergründe.

V, 2 Ferdinand: Ich weiss eine Zeit, wo man den Tag in seine Secunden zerstückte, wo Sehnsucht nach mir sich an die Gewichte der zögernden Wanduhr hieng und auf den Aderschlag lauerte, unter dem ich erscheinen sollte.

V, 2 Ferdinand: Du wusstest nicht, dass du mir alles warst; Alles! — Es ist ein armes, verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es zu umwandern.

V, 7 Ferdinand: Da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unseren Augen; goldene Jahrtausende hüpfen, wie Bräute an unserer Seele vorbei.

Piccolomini 2. 6, Illo: O! nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft.
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß.

Piccolomini 2, 7 Wallenstein: — — — — Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land etc. etc.

Wallensteins Tod 1, 4. Wallenstein: Das Jahr übt eine heiligende Kraft etc.

Wallensteins Tod 5, 6, Gordon: O, die Zeit ist
Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tausend Körner Sandes, schnell wie sie
Bewegen sich im Menschen die Gedanken.
Nur eine Stunde! Euer Herz kann sich,
Das seinige sich wenden — Eine Nachricht
Kann kommen — ein beglückendes Ereignis
Entscheidend, rettend, schnell vom Himmel, fallen —
O, was vermag nicht eine Stunde!

Buttler, Ihr erinnert mich,
Wie kostbar die Minuten sind.

Wallensteins Tod 5, 11 Octavio: Des Menschen Engel ist die Zeit — die rasche
Vollstreckung an das Urtheil anzuschließen,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

Othello I, Iago: Die Zeit trägt viel Ereignisse in dem Schoss, die an den Tag wollen.

An Goethes Spruch: Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen
Aber das treibt immer von vornen

schliessen sich leicht bekannte Stellen aus dem Faust an.

Faust: So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust: Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heisst,
Das ist im Grund des Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Faust: Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

Faust; Werd' ich zum Augenblicke sagen:

Verweile doch, du bist so schön! etc. (dazu II. Th. 5. Auch die Zeit wird Herr etc.

Faust: Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit
Ins Rollen der Begebenheit!

Mephisto: Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von himmen;
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.

Götz von Berlichingen V. Kohl: Wir haben nicht Sattelhenkens Zeit.

„Ein Sommernachtstraum“ I, 1, Theseus:

Nun rückt, Hippolyta, die Hochzeitsstunde
Mit Eil' heran; vier frohe Tage bringen
Den neuen Mond: doch, o wie langsam nimmt
Der alte ab! Er hält mein Sehnen hin,
Gleich einer Witwe, deren dürres Alter
Von ihres Stiefsohns Rente lange zehrt. etc.

„Hamlet“ I, Marcellus: Was giebt's, dass diese schweißbetrieene Eil
Die Nacht dem Tage zur Gehilfin macht?

Mittelalters angehören. In ihrem Geiste ist auch Gryphius' Cardenio und Celinde gedacht, das der Romantiker Achim von Arnim unter dem Titel „Halle und

Hamlet: III, 2, Ophelia: Es ist kurz mein Prinz
Wie Frauenliebe.

König Richard der Zweite (I, 3), Gaunt:

Verkürzen kannst du meine Tag' in Sorgen,
Mir Nächte rauben, leih'n nicht einen Morgen;
Du kannst der Zeit wohl helfen Furchen ziehn,
Doch nicht sie hemmen in dem raschen Fliehn;
Ihr gilt dein Wort für meinen Tod sogleich,
Doch todt kautt keinen Odem mir Dein Reich.

König Heinrich IV. (I, 1, 2): Anfang des Dialogs zwischen Prinz Heinrich und Falstaff.

Collins Regulus I, 2, Publius: Der Tag wird leicht dem Thätigen zu kurz,
Dem eine That recht nah am Herzen liegt.

Wallenstein Tod 5, 3, Wallenstein:

— — was verschmerzte nicht der Mensch! vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lässt er sich entwöhnen,
Denn ihm besiegen die gewalt'gen Stunden.

Ibidem, Wallenstein: — in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Fiesco III, 4: Fiesco: Unsrer flinke Nacht soll diesen Morgen (sc. d. M. der Dogenwahl) im
Mutterleib erwürgen, —

Grillparzer „Ein Bruderzwist in Habsburg“ 1, Aufzug, Rudolf:

So dringt die Zeit, die wildverworrene neue,
Durch hundert Wochen bis zu uns heran
Und zwingt zu schauen uns ihr gräulich Antlitz. —
Die Zeit, die Zeit! denn jener junge Mann,
Wie sehr er tobt, er ist doch nur ihr Schüler,
Er übt nur, was die Meisterin gelehrt. —
Schaut rings um Euch in aller Herren Land,
Wo ist noch Achtung für der Väter Sitte,
Für edles Wissen und für hohe Kunst?
Sind Sie vom alten Tempel ihres Gottes
Nicht ausgezogen auf den Berg von Dan
Und haben dort ein Kalb sich aufgerichtet,
Vor dem sie knieen, ihrer Hände Werk? etc. etc.

IV. Aufz. Rudolf: — der Mensch lebt nur im Augenblick,
Was heut ist, kümmert ihn, es ist kein Morgen.

V. Aufz. Ferd.: O dass der Drang der Zeit mir Weile gönnte,
Ihn zu beweinen, wie er es verdient.

Sappho (IV, 2): Nach Stunden nicht, nach holden Blumen nur,
Dem heitern Kranz der Dichtkunst eingewoben,
Zählt' ich die Flucht der nimmerstillen Zeit.

Ahnfrau I, Graf: Ach, das Jahr ist alt geworden,
Kürzer werden seine Tage,
Starrend stocken seine Pulse,
Und es wankt dem Grabe zu.

Ahnfrau I, Graf: Ruhe heischt der müde Körper,
Hat er doch in einer Stunde
Mehr als manchen Tag gelebt.

Das gold'ne Vließ III, 1, Medea: So wär' denn immer da, was einmal dagewesen,
Und alles Gegenwart? — Der Augenblick,
Wenn er die Wiege einer Zukunft ist,
Warum nicht auch das Grab einer Vergangenheit?

Das goldene Vließ III, 3, Jason: Ich aber muss hier still und ruhig weilen,
Belastet mit der Menschen Hohn und Spott,
Dampf wiederkäuend die verfllossene Zeit.

c. Verlorne Jugend.

Das Lieblingswort des Comenius: O, mihi praeteritos Juppiter, si referat annos findet in der Poesie vielfältigen Nachhall; ich muss mich auf wenige Beispiele einschränken.

Soph. d. Trach. V. 135 fg. Deianeira:

Du kannst hieher, vermuth' ich, weil dir Kunde ward
Von meiner Drangsal: aber wie's mein Herz verzehrt,
Das mögst du niemals fühlen; noch erfuhrst du's nicht.

Jerusalem* neu bearbeitete. Das Drama, das uns die endliche, reumüthige Weltentsagung der übersatten, zügellosen Genussmenschen Cardenio und Celinde darstellt, schließt demgemäß mit den Worten:

Vinen. Wohl diesem, der die Welt mit ihrer Pracht verlacht.
 Celinde. Wohl dem, der jeden Tag zu seiner Gruft bereit.
 Cardenio. Wer recht hier leben will' und jene Kron' ererben,
 Die uns das Leben gibt, denk' jede Stund ans Sterben.

Denn also weidet frisch und froh die Jugend sich
 Auf eig'nen Fluren; nicht des Sonnengottes Glut,
 Kein Regen, keines Sturmes Hauch erschüttert sie;
 Nein, müh'los, in Wonnen lebt sie stolz dahin,
 Bis endlich Eine, statt der Jungfrau Weib genannt,
 Von nächtlich banger Sorgenlast ihr Theil empfängt,
 Und um die Kinder und den Mann sich ängsten muss. etc.

In mächtig ergreifender Art wird die verlorne Jugend in den Räubern IV, 1, Monolog Karl Moors, beklagt; ebenso Faust (Vorspiel) Dichter:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
 Da ich noch selbst im Werden war,
 Da sich ein Quell gedrängter Lieder
 Ununterbrochen neu gebar,
 Da Nebel mir die Welt verhüllten,
 Die Knospe Wunder noch versprach,
 Da ich die tausend Blumen brach,
 Die alle Thäler reichlich füllten.
 Ich hatte nichts, und doch genug:
 Den Drang nach Wahrheit und die Lust an Trug.
 Gib ungebändigt jene Triebe.
 Das tiefe schmerzenvolle Glück
 Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
 Gib meine Jugend mir zurück.

Sappho (I, 5): — O ihr, des Himmels Götter alle!
 O, gebt mir wieder die entschwundne Zeit
 Löscht aus in dieser Brust vergangner Leiden,
 Vergangner Freuden tiefgetretne Spur;
 Was ich gefühlt, gesagt, gethan, gelitten.
 Es sei nicht, selbst in der Erinnerung nicht!

„Medea“ II. Jason: O Jugend, warum währst du ewig nicht?
 Beglückend Wähnen, seliges Vergessen,
 Der Augenblick des Strebens Wieg' und Grab!
 Wie plätschert ich im Strom der Abenteuer,
 Die Wogen theilend mit der starken Brust:
 Doch kommt das Mannesalter ernst geschritten,
 Da flieht der Schein, die nackte Wirklichkeit
 Schleicht still heran und brütet über Sorgen.
 Die Gegenwart ist dann kein Fruchtbau mehr,
 In dessen Schatten man genießend ruht,
 Sie ist ein unangreifbar Samenkorn,
 Das man vergräbt, dass eine Zukunft sprosse.

General (Faust Walpurgisnacht):

Wer mag auf Nationen trauen!
 Man habe noch so viel für sie gethan;
 Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen
 Steht immerfort die Jugend obenan.

Minister: Jetzt ist man von dem Rechten allzu weit,
 Ich lobe mir die guten Alten;
 Denn freilich, da wir Alles galten,
 Da war die rechte, goldene Zeit.

Parvenü: Wir waren wahrlich auch nicht dumm
 Und thaten oft, was wir nicht sollten;
 Doch jetzo kehrt sich Alles um und um.
 Und eben, da wir's fest erhalten wollten.

Autor: Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
 Von mäßig klugem Inhalt lesen!
 Und was das liebe, junge Volk betrifft,
 Das ist noch nie so naseweis gewesen.

In der Anmerkung zu L. 124, 2, sagt Wilmanns: Das Leben ein Traum, dieser Vergleich findet sich auch in der Bibel; Hiob 20. 8. Psalm 73, 20. Martina 123b 55 (Keller S. 311) unser Leben ist ein Traum; vgl. auch Fridane 128, 10 f. und Kaiserchronik 90, 19; vgl. auch die oben citierte Stelle aus dem Iwein; dazu käme noch MSH. 3, 166b: irdesch Leben ist ein Traum.

Viel bedeutendere Vergleiche lassen sich aus andern Dichtungen gewinnen.

Wallensteins Tod 2. Aufzug, 2. Auftritt an mehreren Stellen.

Dazu das Moment der Sorge: (Faust II, 5):

<p>Wen ich einmal mir besitze, Dem ist alle Welt nichts nütze, Ew'ges Düstre steigt herunter, Sonne geht nicht auf noch unter, Bei vollkommen äussern Sinnen Wohnen Finsternisse drinnen.</p>	<p>Und er weiß von allen Schätzen Sich nicht in Besitz zu setzen. Glück und Unglück wird zur Grille, Er verhungert in der Fülle, Sei es Wonne, sei es Plage Schiebt er's zu dem andern Tage, Ist der Zukunft nur gewärtig, Und so wird er niemals fertig.</p>
---	---

Medea (III, 3):

O schilt das gold'ne Jugenalter nicht!
Der Kopf ist rasch, allein das Herz ist gut!
O, wärest du, der du warst, mir wäre besser!
Nur einen Schritt komm in die schöne Zeit,
Da wir in unsrer Jugend frischem Grünen
Uns fanden an des Phasis Blumenstrand.
Wie war dein Herz so offen und so klar;
Das meine trüber und in sich verschlossener,
Doch du drangst durch mit deinem milden Licht,
Und hell erglänzte meiner Sinne Dunkel.
Da ward ich dein, da wardst du mein. O Jason!
So ist sie ganz dahin, die schöne Zeit?
So hat die Sorge denn für Haus und Herd,
Für Ruf und Ruhm dir ganz getödtet
Die schönen Blüten von dem Jugendbaum?
O sieh' in Schmerz und Jammer, wie ich bin,
Denk ich noch oft der schönen Frühlingszeit,
Und warme Lüfte weh'n mir draus herüber.

Ibsen „Das Fest auf Solhaug“ I, 9; Margit.

Für mich ist das Leben finstre Nacht,
Und nie wird mein Kummer vergehen.
Denn weh' mir! die Jugend, den fröhlichen Sinn —
Ich gab sie für Güter und Gold dahin. etc.

Dazu könnte als Parallelstelle angezogen werden Sophokles „Antigone“ V. 1134 fg.:

Denn hab' im Hause, wenn du willst, der Güter viel,
Und leb' in stolzem Herrscherlanz: wenn dir dabei
Die Freude mangelt, kauf ich dir das Andere
Nicht um des Rauches Schatten ab für frohen Muth.

Aus der mhd. Dichtung müsste vor allem Neidharts Klage um den Verlust der heitern Jugend Berücksichtigung finden, worauf ich lediglich verweisen muss.

Während Burns im Liede „Menie“, das in elegischen Tönen der Trauer um den Verlust des „Mauchlinemädchens“, das später doch sein „Weibchen“ ward, mächtigen Ausdruck leiht, eine eigenartige Wendung zu diesem Motiv bietet:

Mir ist das Leben nur ein Trug, — Ein Traum, aus dem wir nie erwachen
bringt uns Schillers Jungfrau von Orleans IV, 9 eine bedeutsame Parallelstelle entgegen:

Johanna. Wo war ich? Sagt mir, war das alles nur
Ein langer Traum und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten, traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren
Nur Schatten, die an mir vorübergingen;
Denn lebhaft träumt sichs unter diesem Baum. —

Die Voraussetzung, die Johanna zweifelnd hier macht, ist bekanntlich in Grillparzers „Traum ein Leben“ in bare Wirklichkeit umgesetzt und dies Verhältnis der beiden Tragödien zu einander findet seine Markierung in den Worten Louisons:

Wir sind zu Rheims. Dir hat von diesen Thaten
Nicht bloß geträumt; du hast sie alle wirklich
Vollbracht, —

ihnen fehlt die erlösende Art von Grillparzers Dichtung. Auch an Byrons „the dream“ muss hier gedacht werden. Diese herrliche Dichtung klingt einerseits trostlos aus, wie die „Jungfrau“ und ist andererseits durch eine bedeutsame Idee mit Grillparzer's Dichtung und der Quelle der letztern — Voltaire's: „Le blanc et le noir“ verbunden. Byron schließt seine Einleitung mit folgenden Worten:

— — — — — Könn' ich ein Gesicht
Zurück doch rufen, welches ich geträumt,
Vielleicht im Schlaf; denn ein Gedanke, selbst
Ein schlummernder, ist in sich selber fähig
Der Jahre, und er lässt ein langes Leben
Zu einer Stunde oft zusammenschrumpfen.

Bei Grillparzer ruft Rustan zweifelnd aus:

— — — — — Und das alles
Was gesehen ich, erlebt,
All' die Größe, all' die Gräuel,
Blut und Tod und Sieg und Schlacht — ?

Und Massud antwortet:

War vielleicht die dunkle Warnung
Einer unbekanntn Macht,
Der die Stunden sind wie Jahre
Und das Jahr wie eine Nacht.

Bei Voltaire fragt Rustan: Wie lange hab' ich geschlafen? „Herr, antwortet ihm sein Kammerdiener Topas, ihr habt nicht mehr als eine Stunde geschlafen.“ Dass dich, verfluchter Schwätzer — wie willst du, dass ich in einer Stunde Zeit vor einem halben Jahre auf der Messe zu Kabul gewesen, dass ich heimgekehrt bin, dass ich die Reise nach Kaschmir gemacht und dass mir alle, Barbabu, die Prinzess und ich, gestorben sind?*) „Herr, es gibt nichts leichteres und gewöhnlicheres und Ihr hättet in noch kürzerer Frist ebenso die Reise um die Welt machen und eine noch größere Zahl von Abenteuern bestehen können.“

Auch an eine andere, berühmte Dichtung Byrons**) wird man hiebei lebhaft erinnert; ich meine den Dialog zwischen Sardanapal und Myrrha, da, wo der

Salemenes. Ist er schon erwacht?

Sardanapal. Ja Bruder — hätt ich lieber nicht geschlafen;

Denn alle Ahnen uns'res Stamm's erhoben
Sich, wie mir schien, um mich hinabzuziehn;
Mein Vater war dabei — er aber blieb,
Warum, dies weiß ich nicht, mir fern und lieb
Mich zwischen uns'res Stammes Jäger-Ahnen
Und ihr, der blut'gen Gattenmördrin, die
Ihr ruhmvoll nennt.

Salemenes. So nenn' ich jetzt auch dich,

Da sich dein Muth des ihren würdig zeigte.
Mit Tagesanbruch ziehn wir, denk ich, aus
Und greifen die Rebellen nochmals an,
Die sich, geschlagen, doch besiegt nicht, sammeln.

Sardanapal. Wie weit ist's in der Nacht?

Salemenes. Noch wen'ge Stunden bleibt's dunkel —

Nütze sie zu fern'er Ruhe.

Sardanapal. Nein, diese Nacht nicht, wenn sie noch nicht schwand.

Mich dünkte, Stunden hätt' ich hingebracht
In jenem Traumgesicht.

Myrrha. Kaum eine war's —

Ich wachte bei dir — eine schwere Stunde,
Doch eine nur.

She press'd his fetter'd fingers to her heart,
And bow'd her head, and turn'd her to depart,
And noiseless as a lovely dream is gone.
And was she here? and is he now alone?

*) Vergl. dagegen Minna v. Barnhelm III, 3. Francisca. O, Herr Wirt, das hat Ihnen geträumt. Der Wirt. Geträumt? Nein, mein schönes Kind, so umständlich träumt man nicht.

**) Verglichen mögen aus Byrons Dichtungen noch werden: the Corsair II, 15.

erstere seinen beängstigenden Traum vorträgt. Durch den Hinzutritt des Salemenes erweitert sich der Dialog zum Dreigespräch und dieses namentlich enthält die Äusserungen, die mit dem Dialog Rustan's und Massud's zusammenstimmen.

Als Gegenstück wäre Byron „the Giaour“ zu vergleichen:

Tell me no more of fancy's gleam.
No, father, no, 'twas not a dream;
Alas; the dreamer first must sleep,
I only watch'd and wish'd to weep.

Eine andere Parallelstelle bietet Lara I, 16:

Was it a dream: was his the voice that spoke
Those strange wild accents; his the cry that broke
Their slumber? his the oppress'd o'erlabor'd heart
That ceased to beat the look that made them start?

(Vgl. auch „The siege of Corinth“ XIX die beiden Schlussverse).

Ähnliche Szenen finden sich überhaupt bei Byron häufig, so z. B. Mazeppa XIV und XV:

Haw many hours of night or day
In those suspense pangs I lay,
I could not tell; I scarcely knew
If this were human breath I drew.

und

And onward, onward, onward, seems,
Like precipices in our dreams etc.

Ferners Mazeppa XVIII: — — — my latest dream etc.

und insbesondere XIX: I woke — Where was I? Do I see

A human face look down on me? etc.

Dann Childe Herold's Pilgrimage IV, 7:

I saw or dream'd of such — but let them go —
They came like truth, and disappear'd like dreams
And whatsoe'er they were — are now but so;

Aus anderen Dichtungen vgl. Camoëns von Friedrich Halm:

Was war mein Leben? Irrsinn, Raserei!
Der eitle Wahn, der täuschend mich bestochen,
Schwand hin wie Rauch, und er hat wahr gesprochen:
Die Frucht verträumten Lebens ist nur Traum!

Spitta, Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele p. 215 sagt: „Die Zeit vergeht demjenigen schnell, dem sie in ihrem allmählichen Verlauf nicht zum Bewusstsein kommt, es sei denn durch nachträgliche Reflexion.“

Faust II. Th. 5. Akt Mephisto: Und das verfluchte bim-bam-bimmel,

Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begebnis,
Vom ersten Bad bis zum Begräbnis,
Als wäre zwischen bim und baum
Das Leben ein verschollner Traum.

Demokritos: Was ist das längste Leben anders denn ein Traum, und der Mensch ein Schatten, den Pindar sogar nur den Schatten eines Traumes genannt hat. Das Leben ist ein Traum, und der Tod der Augenblick des Erwachens in einem bessern Leben, vielleicht auch das Ende des ganzen Traumes.

Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts (15. Aufl.):

Seite 99: Es war wie verzaubert, als wäre der stille Platz mit dem Brunnen und der Garten und das Haus bloß ein Traum gewesen und beim hellen Tageslicht Alles wieder von der Erde verschwunden.

(Seite 136): Die Stimme und das Lied klang mir so wunderbarlich und doch wieder so altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach.

(Seite 145): „Ach“, rief ich, „mir ist mein Herz recht zum Zerspringen, aber ich kann mir noch Alles nicht recht denken, es ist mir Alles noch wie ein Traum!“
„Mir auch“, sagte die schöne gnädige Frau.

(S. 100): Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einsamen grünen Wiese, ein warmer Sommerregen sprühte und glänzte in der Sonne, die soeben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Rasen fielen, waren es lauter schöne, bunte Blumen, so dass ich davon ganz überschüttet war.

Dazu stimmen folgende Stellen:

Sappho (IV. 1): Bin ich denn noch? und ist denn etwas noch?

damit vergl. „Räuber“ II, 3. Schwarz: Bist du sein Geist? oder bin ich ein Narr? oder bist du's wirklich?

Jungfrau von Orleans V, 12: Isabeau. Was war das? Träumte mir? Wo kam sie hin?
Wie brach sie diese zentnerschweren Banden.

Leben und Sinnelust als Traum aufgefasst und beiden das jähe Er-
wachen gegenübergestellt, ist*) ein poetisches Hauptmotiv, das uns in den
herrlichsten Poesien begegnet. Wie gewaltig erscheint es in jener prophe-
tischen Stelle von Racine's Athalie, die den Blick vom wüsten Hofleben
Ludwig XIV. auf die rächenden Tag: der großen Revolution lenkt!

Ibidem IV, 9, Johanna: Mir war's als hätt' ich die geliebten Schwestern,
Margot und Luison, gleich einem Traum
An mir vorübergehen seh'n, — Ach!
Es war nur eine täuschende Erscheinung!
Fern sind sie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!

Wie ein Epilog zur Elegie lesen sich die Verse im „Tell“, die den 2. Auftritt des 3. Auf-
zugs schliessen; es sind das die Worte des greisen Attinghausen:

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, and're Zeiten kommen.
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht
Was thu' ich hier? Sie sind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit;
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

Beispiele für das Traummotiv:

Räuber I, 2, Moor: Es ist unglücklich, es ist ein Traum, eine Täuschung.

„Kabale und Liebe“ I, 4, Ferdinand: Wenn ich bei dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen
Blick, in einen Traum von dir, wenn ich weg bin.

„Ahnfrau“ (II), Graf: Ach, ich fühl' es wohl, wir scheiden
Kaum so schwer von wahren Freuden,
Als von einem schönen Traum.

Fiesko III, 3 Leonore: Auch die geringsten Andenken des Traums könnten einer kranken Ein-
bildung Schaden thun.

Fiesko V, 4, Andreas: Nein, es ist kein Traum, und Andreas ist verrathen.

Don Carlos I, 2: Carlos: Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind.
Auch mir hat einst von einem Karl geträumt, etc.

Ibidem I, 9: Marquis: Der Traum ist göttlich,
Doch wird er nie verfliegen?

Ibidem II, 2, Carlos: Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuern vielgeliebten Sohne
Der Jugend Rosenbahn zurückzueilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!

Zu dieser Stelle vergleiche man Körner's Zriny I, 7 ferner Chamisso's „Die Grossmutter
zur Enkelin“, Ada Christen „Christbaum“, Helene v. Engelhardt „Grossmutter Weihnachtsabend“,
Gottfried Wandner „Grossmütterchen.“

Wilhelm Jensens „Faira“: Oft ist das Leben ein Traum mit wachem Blick,
Doch Traum ist Leben der gefangenen Seele, etc.

„Das Leben ein Traum“ wird noch behandelt in so betitelten Gedichten Wielands und
Gleims, in Herders „Amor und Psyche“; zu vergleichen ist ferner Raupachs „Ein Märchen
ein Traum“, Geibels „Traum des Zechers“, Kinkels „Ein Traum im Spessart“, Träume bei
Sachs; endlich im Puppenspiel „Alceste“ (ZfdPh. 1886, p. 267):

Alceste.
— — — — — mein Leben
Ist ja doch ohne ihn nur so ein leerer Traum —
und Calderons „Das Leben ein Traum“ (Vgl. noch dazu Seufferts lehrreiche Abhandlung über
die Träume bei Calderon).

Was bleibt von all' dem Glück, das ihnen lacht?
Was von dem Traume bleibt, wenn man erwacht.
O des Erwachens Schreckensaugenblick!
Indess an deinem Tisch, o Herr, der Arme
Sich laben wird am ewig süssen Glück,
Gesunden wird von jedem Erdenharme,
Trinkt der Verbrecher Schar in ew'gen Qualen
Die unerschöpflich bittern Leidensschalen,
Wozu der Zorn, am Tage des Gerichts entflammt,
Das ganze sündige Geschlecht verdammt.

*) Ein besonders Capitel, das aber zu weitschichtig ist, als dass ich es hier behandeln
könnte, bildet der „Liebestraum“ und das Erwachen aus demselben. Ein reizendes Beispiel
hiefür bietet auch Walther: Nemt frowe disen kranz mit dem markanten Schluss L. 75, 17—21.
Dasselbe „tageliedartige Thema“ behandelt das sechste Lied Günthers von dem Forste und
ein Lied des Schenken von Limburg (HMS. 1, 132a). Vgl. noch Uhland Volksl. 20 und 28,

Von mächtiger Art erscheinen die Verse:

dar nâch hân ich geslâfen und enweiz ez niht.
nû bin ich erwachet — — — — —

An „Schlafen und Erwachen“*) knüpft der Dichter nicht selten an, um große Szenen von unvergesslicher Wirkung zu erzielen. Ich erinnere hier

ferners zum ganzen Thema: Das deutsche Tagelied von Walther de Gruyter Lpz. Diss. Lpz. Fock 1887; dazu Anzeiger XVI, 79; ferner Wilmanns „Leben“ 3, 338. Überaus häufig begegnen wir diesem und ähnlichen Motiven bei den Anakreontikern des 18. Jahrhunderts insbesondere beim Hainbund. Als Belege mögen dienen Höltys „der Traum“:

Mir träumt, ich war ein Vögelein,	Dann schwebt ich auf ihr blondes Haar.
Und flog auf ihren Schoß	Und zwitscherte vor Lust,
Und zupft ihr, um nicht lass zu sein,	Und ruhte, wann ich müde war
Die Busenschleifen los.	An ihrer weißen Brust.
Und flog mit gaukelhaftem Flug	Kein Veilchenbett im Paradies
Dann auf die weiße Hand,	Geht diesem Lager vor:
Dann wieder auf das Busentuch,	Wie schlief sich's da so süß, so süß,
Und pickt am rothen Band.	An ihres Busens Flor.

Sie spielte, wie ich tiefer sank,
Mit leisem Fingerschlag,
Der mir durch Leib und Seele drang.

Doch ach kein Erdenglück besteht
Tag sei es oder Nacht!
Schnell war mein süßer Traum verweht
Und ich war aufgewacht.

Dann das etwas anders geartete Gedicht Fr. L. Grafen zu Stolberg: „Die Erscheinung“ Dem Dichter erscheint eine Göttin im Traume und fordert ihn auf, sie zu lieben — er verneint — — — — —

Sie entschwand wie ein Blitz, und ich erwachte schnell:
Hochauf klopfte mein Herz, aber es klopfte der,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Aus Ariosto's „Rasend. Roland“ vgl. III, 25, 43:

Wie einem Kranken, wenn ihn in den Wehen
Des glüh'nden Dursts der Schlummer überfällt,
Sich alles Wasser, das er je gesehen,
Im ruhelosen Schlaf vor Augen stellt:
So lässt bei ihr des Traums Betrug geschehen,
Dass sie ihr Sehnen für befriedigt hält.
Dann streckt die Hand, erwacht sie; aus und findet
Sich stets getäuscht, sobald der Traum entschwindet.

An pikanten Parallelstellen fehlt es nicht, dagegen an Raum sie zu citiren: zu III, 25, 43 tritt übrigens als freundliche Ergänzung III, 25, 67—70.

*) Die eminent lyrische Stells in Sophokle's Philoktetes (nach Donner's Übersetzung) stelle ich fingerzeigend voran:

Neoptolemos. In kurzer Zeit, so scheint es, wird der Schlaf den Mann
Befallen: — — — — —

Lasst, o Freunde, denn

Ihn ruhig liegen, dass er sinkt in süßem Schlaf.

Der Chor. Strophe. Schlummer, des Grams und der Sorge vergessender
Gott, sanft anhauchend erschein' uns,
Du Labsal unserem Dasein komm!
Halte vom Aug' ihm fern
Dies Licht, das über der Erde wallt!
Erschein' uns, Heilbringer!

Und in der Gegenstrophe: Denn schlaflos ist ja der Kranken Schlaf,
Und lauscht und sieht Alles. (Vgl. auch den Schlussgesang).

„Antigone“ 598 fg.: Wie mag einer in frevlem Stolze,
Zeus, deine Gewalt bezwingen,
Die nimmer der Schlaf bändigt, der ewig junge,
Nimmer die raschen
Göttermonde?

„Ajas“ 642 fg.: — — — — — der Allbezwiner Schlaf
Löst, wenn er fesselt und umfängt nicht ewig uns.

Ahnfrau IV (Schluss), Bertha: Ei, ich will nur schlafen gehn,
Schlafen, schlafen, schlafen gehn,
Lieblich sind des Schlafes Träume,
Nur das Wachen träumt so schwer!

zunächst an das Tagelied, ohne dass ich jedoch wegen Raummangels näher darauf eingehen kann. (Vgl. de Gruyter l. c. u. Anzeiger XVI, 85 fg.) Rasch

Das goldene Vließ III, 4 Knabe: Willst du etwas?

Medea: Schlaf nur! Was gäb' ich, könnt' ich schlafen
So wie du.

Knabe: Ich schlief so sanft!

Medea: Wie könnt ihr schlafen? schlafen?
Glaubt ihr, weil eure Mutter wacht bei euch?
In schlimmern Feindes Hand wart ihr noch nie!
Wie könnt ihr schlafen hier in meiner Nähe?

Shak. Jul. Caesar I., Caesar: Lasst wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen.

Ibidem; Brutus: He, Lucius! — Fest im Schlaf? Es schadet nichts.
Genieß den honigschweren Thau des Schlummers.
Du siehst Gestalten nicht noch Phantasien
Womit geschäft'ge Sorg' ein Hirn erfüllt,
Drum schläfst du so gesund.

Ibidem IV, Schluss Brutus—Lucius; ferners

Hamlet III, 1: Monolog „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage“ und dazu vgl. Karl Moors Monolog IV, 5 und Franzens Monolog V, 1.

König Heinrich der Vierte II, 3, 1 König Heinrich:

— — — — O Schlaf! o holder Schlaf!
Du Pfleger der Natur, wie schreckt' ich dich,
Dass du mir nicht zudrücken willst die Augen
Und meine Sinne tauchen in Vergessen?
Warum, o Schlaf, liegst du in rauch'gen Hütten,
Auf unbequemer Streue hingestreckt,
Von summenden Nachtfliegen eingewiegt,
Lieber als in der Großen duft'gen Schlössern
Unter den Baldachinen reicher Pracht
Und eingehüllt von süßen Melodie'n?
O blöder Gott, was liegst du bei den Niedern
Auf ek'lem Bett, und lässt' des Königs Lager
Ein Schilderhaus und Sturmesglocke sein? etc. etc.

Collin, Regulus I, Atilia: Wie süß sie schlafen!
So möcht' ich ruhen eine Stunde nur;
Nur eine kurze Stunde. — Gute Götter!
Die könntet ihr mir doch gewähren! etc. etc.

Othello III, 3, Jago: Nun gibt es Menschen von so lockerm Sinn,
Dass sie im Schlafe murmeln, was sie thun;
Derart ist Kassio einer; sagen
Hört' ich im Schlaf ihn etc. etc.

Macbeth I, 3, Erste Hexe: Dürr wie Heu soll er verdorr'n,
Und kein Schlaf, durch meinen Zorn,
Tag und Nacht sein Aug' erquickt etc.

Ibidem II, 2 Macbeth: Mir war, als rief es: „Schlaf nicht mehr, Macbeth
Mordet den Schlaf!“ Ihn den unschuld'gen Schlaf;
Schlaf, der des Grams verworr'n Gespinnst entwirrt,
Den Tod von jedem Lebenstag, das Bad
Der wunden Müh', den Balsam kranker Seelen,
Den zweiten Gang im Gastmahl der Natur,
Das nährendste Gericht beim Fest des Lebens.

Lady Macbeth: Was meinst du nur?

Macbeth: Stets rief es: „Schlaf nicht mehr! durchs ganze Haus;
Glamis mordet den Schlaf! und drum wird Cawdor
Nicht schlafen mehr, Macbeth nicht schlafen mehr.

Ras. Roland II, 14, 93: Dort öffnet in des Waldes schwarzen Gründen
Sich in den Fels ein weiter, tiefer Gang,
Um den von oben her mit krummen Winden
Ein zäher Ephen dicht umher sich schlang.
Hier ist das Bett des schweren Schlafs zu finden;
Rechts sitzt der dicke, fette Müsiggang,
Die Faulheit links in ungestörter Musse;
Sie kann nicht gehn und ist nicht wohl zu Fuße.

und lebhaft verbindet hier Walther durch die beiden Motive des Schlafens und jähren Erwachens Vergangenheit und Gegenwart und erklärt durch ein sinn-

Ibidem III, 25, 63: Dann legt er endlich auf das Bett sich nieder,
Schliesst, nach dem Brief, die Augen auch und ruht.
Denn nun besprengt der Schlaf die müden Glieder
Mit seinem Zweig, getaucht in Lethes Flut.
So lange drückt' er ihm die Augenlider,
Bis eine roth und weisse Nebelglut
Den heitern Ost mit Blumen übersäete.
Nun trat der Tag aus seiner Ruhestätte.

Götz von Berlichingen V, Lerse: Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn
du ihrer Seele keinen Trost geben willst!

Der Schlaf wird hier, wie überhaupt, den edelsten, menschlichen Gütern zugezählt; ver-
gleichsweise lässt sich Coriolan I, 10 heranziehen:

Aufidius: Vergiftet ist
Mein Muth; weil er von ihm Befleckung duldet
Flieht untreu er sich selbst. Nicht Schlaf noch Tempel,
Ob nackt, ob krank, — — — — —
erheben
Ihr abgenutztes Vorrecht gegen mich
Und meinen Hass auf ihn.

Ebenso Fiesco I, 12 Verrina: Verflucht sei die Luft, die dich fächelt! Verflucht der
Schlaf, der dich erquickt! etc.

Don Carlos III, 2: König. Schlaf?
Schlaf find' ich in Escorial. — So lange
Der König schläft, ist er um seine Krone,
Der Mann um seines Weibes Herz.

In den Räubern I, 2 spricht Spiegelberg vom „gold'nen Schlaf.“ — Bedeutsam ist vor
allem Franzens Monolog, der II, 2 schließt und III, 2 Moor. O ich wollte mich abmüden, dass
mir das Blut von den Schläfen rollt — mir die Wollust eines einzigen Mittagsschlafs zu er-
kaufen; ferner IV, 5, Schwarz; endlich IV, 5 Moor (weckt die Räuber) und Franz V, 1.

Ibsens „Gespenster“ III enthalten folgende bedeutsame Stelle: Frau Alving. Bist du
nicht müde, Oswald? Willst du schlafen? Oswald (ängstlich): Nein, nein, — nicht schlafen!
— Ich schlafe niemals! Ich stelle mich nur zuweilen schlafend.

Ibsens, die Kronpräsidenten-III, 28 Schluss des Monologs Skule's: Er schläft! Der
Schlaf ist ein heiliger Schutz!

Von besonderer Schönheit aber sind, Schlaf, Traum und Erwachen betreffend, die Scenen
und Schilderungen im achten Gesang von Milton's verlornem Paradies, auf die ich hiemit
verweise.

Ein besonders umfangreiches Capitel hat Karl Julius Weber in seinem Demokritos dem
Schlafen gewidmet, das zahlreiche interessante Citate bietet.

Zu den herrlichsten Scenen des „Erwachens“ gehört die zweite Szene des zweiten Aktes
der „Räuber“ — der alte Moor schlafend, Amalia — auf die ich lediglich verweisen will.

Kabale und Liebe IV, 2 Ferd.: Darum — o Gott jetzt wach ich, jetzt enthüllt sich mir alles!

Don Carlos V, 11 Carlos: Ich habe
In einem langen, schweren Traum gelegen.
Ich liebte — jetzt bin ich erwacht.

Colin Regulus II, 5, Regulus: Ich armer Träumer! Wach' ich endlich auf?
Ein letzter, froher Pulsschlag noch war übrig;
Mein eig'ner Sohn vergiftet ihn!

Sappho I, 3, Phaon.: Das weißt du, Hohe, besser ja als ich,
Der ich, kaum halberwacht, noch sinnend forsche,
Wie viel davon geschehn, wie viel ich nur geträumt!

Ibidem III, 1 Phaon.: Ah! wer hat mich geweckt? etc.

Faust (erwachend): Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang,
Dass mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und dass ein Pudel mir entsprang?

Schüler: Ich schwör' euch zu, mir ist's als wie ein Traum.

Margarethe (Kerker): Du bist's! Ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es ist kein Traum!

Faust (II, 2): Ich wache ja! O, lasst sie walten,
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warst du so beglückt.

fälliges Bild den völligen Wandel der Dinge. Schlaf und Traum haben dem Dichter freundliche Jahre, ein heiteres Leben bescheert, erwachend möchte

Faust (II, 3), Phorkyas: Wer langer Jahre manigfalt'gen Glück's gedenkt,
Ihm scheint zuletzt der höchste Göttergenuß ein Traum.

Im Berl. Puppensp. v. Dr. Faust ZfdA. 31, 137: Faust (erwacht) Wie war mir! was hörte ich? war es Traum oder Wirklichkeit?

Hamerlings „König von Sion“ 4. Ges.:

Feurig ergriff ihr Geist, der gewalt'ge, die grossen Gedanken,
Und sie horchte so lang, bis aus ihrem Gemüth gewichen
Jeglicher Selbstvorwurf, bis im innersten Grund sie verwandelt
Schien und als schmerzlicher Traum ihr entschwebt das vergangene Leben.

Ahnfrau (I) Grat: Was war das? — Hab' ich geträumt? —

Sah ich sie nicht vor mir stehen?
Hört ich nicht die todten Worte,
Fühl' ich nicht mein Blut noch starren
Von dem grassen, eis'gen Blick? —

— — — — —
Es ist klar, ich hab' geträumt!
Wenn sich gleich die Sinne sträuben,
Das Gedächtnis es verneint,
Doch ist's so, ich hab' geträumt!
Kann der Schein sich also hüllen
Ins Gewand der Wirklichkeit?
Diese Hand seh' ich nicht klarer,
Als ich jenes Bild gesehn!
Und doch meine sanfte Bertha! —
Es ist klar, ich hab' geträumt!

Vgl. auch Lud. Ariostos „Rasender Roland“ (üb. v. I. D. Gries) I, 3, 13:

Die Tochter Halmens stand bestürzt, mit Schweigen,
Nahm aufmerksam all dieser Reden wahr
Und konnte, stauend, nicht sich überzeugen,
Ob sie erwacht, ob sie in Schlummer war.

Ibidem I, 11, 6: Jetzt wundert sie und freut sich solcherweise,

Da, wie gesagt, sie ihn am Finger schaut,
Dass sie fast zweifelt, ob kein Traum sich weise
Und kaum den Augen, kaum den Händen traut.

Ibidem III, 33, 61—64: Jedem entflieht der Schlaf, mit ihm entshwunden
Ist Rüd'ger auch; sie (Bradamante) sieht ihn nicht mehr dort.

Nun bricht die Jungfrau, mit erneuten Schmerzen,
In Thränen aus und sagt bei sich im Herzen:
Ein falscher Traum war, was mir Freude brachte;
Doch wahres Wachen ist, was quält und sticht.
Das Glück war Traum, aus dem ich schnell erwachte,
Die rauhe Marter ist kein Traumgesicht.
Weshalb, was mir der Traum an schönem brachte,
Sieht jetzt und hört der wache Sinn es nicht?
Welch' Los, ihr Augen, habt ihr zu ertragen:
Geschlossen seht ihr Glück, geöffnet Plagen.
Der süsse Schlaf verhieß mir Ruh' und Frieden,
Das bittere Wachen gibt mir Krieg und Streit.
Der süsse Schlaf hat mir nur Trug beschieden,
Das bittere Wachen irrt nicht, mir zum Leid.
O, säh' und hört' ich Wahres nie hinieden
Wenn Wahres mich verdriesst und Falsches freut!
Bringt Schlaf mir Wonne, bringt mir Wachen Kummer,
So wünsch' ich ewig, unerweckt, mir Schlummer!
Beglückte Thiere! Ohn' das Aug zu heben
Wird Schlaf, sechs Monden lang, euch zum Gewinn.
Dass solcher Schlaf dem Tode gleich, dem Leben
Solch Wachen sei, will nie mir in den Sinn,
Weil ich, der wohl ein seltsam Los gegeben,
Im Wachen todt, im Schlummer lebend bin.
Doch gleichst du solchem Schlaf, o Tod, so drücke
Mir nur die Wimpern zu im Augenblicke!

„Ein Sommernachtstraum“ IV, 1: Demetrius: Seid ihr denn,
Des Wachens auch gewiss? Mir scheint's, wir schlafen.
Wir träumen noch.

er sie verlängert sehen — aber der süße Schlaf ist zu Ende und die rauhe Wirklichkeit tritt in ihr Recht. Man erinnert sich dabei an Goethe's Wahlverwandtschaften I, 10, an die Theorien des Grafen, die dieser, auf der Höhe des Lebens angelangt, mit ruhiger Sicherheit und kühler Verständigkeit vorträgt. Auch die Elegie bewahrt scheinbar bei Erörterung dieser Verhältnisse die gleiche Ruhe, aber nur scheinbar, denn in Wirklichkeit bebt unter leichter Hülle die dem Dichter eigene Leidenschaft, eigen in Liebe und Hass, in Wonne und Trauer. Es gehört zu den schönsten und wirksamsten poetischen Motiven der Elegie, wie gegen diese Leidenschaft angekämpft, wie sie erst allmählig unterdrückt und endlich besiegt wird:

swaz spriche ich tumber man durch minen bösen zorn?

Mit den bewundernswerthesten Dichtungen verschiedener Zeiten und Nationen hat Walthers „Elegie“ Art und Bedeutsamkeit der Ideen, Kraft und

König Eduard III. Akt II, Szene 2, Eduard: Ich bin erwacht aus einem wüsten Traum.

König Richard II. (IV, 2), Richard:

Lern, gute Seele unsern vor'gen Stand
Wie einen frohen Traum dir vorzustellen.
Davon erwacht, seh'n wir der Wahrheit nach
Das, was wir sind.

König Heinrich d. Vierte II, 5, 5, König:

Ich träumte lang von einem solchen Mann,
So aufgeschwellt vom Schlemmen, alt und ruchlos:
Doch, nun erwacht, veracht ich meinen Traum.

Macbeth I, 17 Lady Macbeth:

War
Die Hoffnung trunken, worin du dich hülltest?
Schliefe sie seitdem und ist sie nun erwacht?

Die Kunst eine böse Sieben zu zähmen I, 2:

Bin ich ein Lord und hab' ich solche Frau? —
Bin ich im Traum? — Hat mir bis jetzt geträumt? —

Miss Sara Sampson IV, 1 Sara:

Aber ist es denn gewiss wahr, dass ich nunmehr diese Liebe
mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde
ich mich in einem angenehmen Traum? Wie fürchte ich mich, ihn zu
verlieren und in meinem alten Jammer zu erwachen!

Götz von Berlichingen I Weislingen:

O, dass ich aufwachte, und das alles wäre ein Traum!

Don Carlos III, 1 König:

Wo war ich?
Wacht denn hier niemand als der König? — Was?
Die Lichter schon herabgebrannt? Doch nicht
Schon Tag? — Ich bin um meinen Schlummer. Nimm
Ihn für empfangen an, Natur.

Ibidem III, 2 König: Ist's wahr?

O, eines Pulses Dauer nur
Allwissenheit! — Schwört mir, ist's wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Ist es wahr?

Ibsen „Das Fest auf Solhaug“ II, 2 Signe:

Ich lebte bisher wie von Träumen umfungen.
Da sprachst du das Wort von der Liebe Macht. —
Und plötzlich bin ich vom Schlummer erwacht.

Eigenartig ist dieses Motiv in Gottschalls „Mazeppa“ III, 10 behandelt, in jener ergreifenden Szene, in der Matrena, Mazeppa's Geliebte, den gefesselten Vater erblickt, den der Kosakenfürst eben hinrichten zu lassen im Begriffe steht.

Du bist's — es ist kein Traum — Du bist's, mein Vater!
Senk' eine Wolke über diese Stunde,
Du gnäd'ger Himmel, dass ich nichts, nichts seh'
Und fühle, denn ich trag' es nicht! Ja! Ja!
Das hab' ich schon geträumt in einem Traum,
Der mich mit fieberhafter Angst gequält,
Mit heißen Thränen meine Kissen tränkte!
So war's, ganz so! — Dort standest du in Fesseln,
Hier saß er bleich, verstört, und in der Mitte
Stand ich — ich stand und wankte und empfand
Das Namenlose, was ich jetzt empfinde!

Schönheit der poetischen Motive gemeinsam, sie ist ein Spiegelbild seiner Zeit in jenem höchsten Sinne, den Fausts Worte ausdrücken, mit denen „nach der großen Lücke“, im Fragment die zweite Szene beginnt:

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

Nicht die eigenen Eindrücke und Erfahrungen um ihrer selbst willen, sondern was (und weil es) alle schmerzlich empfinden, findet Ausdruck in der „Elegie“ und kaum Zufall ist es, dass der Dichter für diese Empfindungen die volkstümliche Form wählt, in der das nationale Epos der Nibelungen, in der das erste, freie Liebeslied hart an der Nibelungenstrasse ertönte. Welch' einen Aufschwung hätte die deutsche Lyrik des Mittelalters genommen, wenn sie ihren eigenen Trieben gefolgt wäre, wenn sie nicht gebannt worden wäre in das Treibhaus einer conventionellen Poesie. Freilich die mächtige Gewalt seines Genius drängte Walther, zum Theile wenigstens, auf eigene Wege und die österreichische Tradition wies ihm manchen nützlichen Seitenpfad. Ohne diese

Noch auf eine andere denkwürdige Szene des Erwachens will ich aufmerksam machen: Ras. Rol. IV, 39,56—61: Drauf ließ der Herzog das Gefäß sich geben,

In welchem der Verstand des Grafen war,
Und wusst's ihm an die Nase so zu heben,
Dass, Athem schöpfend, er es ganz und gar
Auf einmal leert'. O wundervoll Begeben!
Man ward an ihm den vor'gen Geist gewahr,
Und sein Verstand, in allen Ausserungen,
Schien mehr als je von hellem Licht durchdrungen.
Wie einer, der aus schwerem Schlaf erwachte
Worin er glaubt' ein Ungeheur zu sehn,
Das niemals war, noch sein kann, oder dachte
Entsetzlich grause Thaten zu begehn,
Noch immer staunt, wenn man ihn zu sich brachte,
Und alle Sinn' ihm zu Gebote stehn:
So blieb, war gleich der Wahnsinn ihm entnommen,
Auch Roland noch verwundert und beklommen. etc.

Auch bei Byron, der gleich Heine den Traum häufig verwendet [vgl. Diamantausgabe p. 13, 14, 17, 19, 21, 25, 28, 57, 241, 276, 296, 311, 343, 348, 367 (LXXXII) 368, 404 (LI), 418, 422 (VII) 432 (LIII), 458 (CLXXXV), 468, 470, 484, 492, 494, 520, 546, 553, 568, 572], findet dieses Motiv Raum; ich citire in Übersetzung: An M. S. G.:

Wenn ich träume, Du liebst mich, wirst du es verzeih'u,
Nicht grollen dem Schlummer; ich sah
Im Traume deine Liebe mir lächeln allein —
Ich erwache: Da flieht sie — ach weh! etc.

Für diesmal schließe ich mit dem reizendsten Gedichte dieser Art, das wir der Byron verwandten Muse Heinrich Heines danken müssen.

Ich dacht' an sie den ganzen Tag,
Und dacht' an sie die halbe Nacht.
Und als ich fest im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.
Sie blüht wie eine junge Ros',
Und sitzt so ruhig, still beglückt.
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß,
Worauf sie weiße Lämmchen stickt.
Sie schaut so sanft, begreift es nicht
Warum ich traurig vor ihr steh'.
„Was ist so blass dein Angesicht,
Heinrich, sag mir's, wo thut's dir weh?“
Sie schaut mich an mit milder Ruh',
Ich aber fast vor Schmerz vergeh'.
„Wer weh mir thut, mein Lieb, bist Du,
Und in der Brust, da sitzt das Weh.“
Da steht sie auf, und legt die Hand
Mir auf die Brust ganz feierlich;
Und plötzlich all' mein Weh veschwand,
Und heitern Sinns erwachte ich.

Umstände verehrten wir in ihm nicht den ersten Lyriker des Mittelalters, wir bewunderten ihn nicht als den größten neben Horaz und Goethe, als den Sänger, dem nur die reiche Bildung mangelte, um ihn für die höchsten Ziele zu befähigen. Selbst bis auf einzelne Phrasen und Redewendungen*) herab sammelt die Elegie aus Walthers Dichtungen und aus den Liedern von Minnesangs Frühling Eigenthümliches und Bedeutsames und überall treffen wir gewissermaßen auf Lieblingsausdrücke des Dichters.

*) Schon zum ersten Vers lassen sich vergleichend heranziehen L. 70.8-10:

In gesach nie tage slichen
sô die mine tuont, ich warte in alles nâch;
Wesse ich war si wolten strichen!

oder L. 77.4: Diz kurze leben verswindet.

Dazu MF. 120.1-2: Mir ist von den kinden dâ her mine tage
entflogen mit den winden daz ich von herzen klage.

MF. 1219.-10: ditze leben smiltz als ein zin
ez gât an den abent des libes; der morgen ist hin.

Zu L. 124.41 stimmt MF. 127.21: owê jâ hât si geslâfen allez her.

L. 124.6 bietet einen jener sinnlichen Vergleiche, wie Wilmanns sie Einl. z. Ausgabe p. 95 für Walthers Dichtung als charakteristisch erweist.

L. 124.7: liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen fordert eine Reihe von Parallelstellen heraus; zunächst erinnert man sich wohl an L. 21.3: beidiu liute unt ouch daz lant die „liute“ spielen in Walthers Dichtungen eine große Rolle, vgl. L. 13.19; 34.23; 35.17; 38.19; 40.30; 48.3-4; 60.28; MF. 152.25; L. 72.33; 76.2; 81.27; 86.17; 95.13; 104.28; 111.27; 114.34; 116.15 u. 33; 118.34; 119.29; 120.11. Die Verbindung liut unde lant hat auch Hartmann von der Aue MF. 218.6; lant: L. 15.1,6,36; 16.1,6,8; 56.30; 57.13; 77.10; 78.12; 85.27; 99.28; 118.22 zu „gelogen“ vgl. L. 9.20; 13.3,22; 28.22,27; 33.17; 41.25; 44.24; 61.4; 80.14; 83.24; 84.16; 116.38,39 und MF. 9.17; 53.22; 101.35; 113.8,15,24,32; 158.15; 160.38; 161.28; 162.11; 165.21; 170.21; 173.15,26; 175.34; 197.11; 198.3; 212.37; von kinde L. 47.37; 66.36; MF. 50.11; 90.16; 120.1; 134.31; 136.11; 206.12,17; 215.29; kint gehört zu den Lieblingswörtern Walthers, vgl. L. 4.1; 5.28; 19.8; 36.25; 37.10,19; 38.19; 58.5; 74.29; 77.14; 99.8; 101.23; 102.6,7,8,13; 103.17; 121.27; 123.34.

Der sprichwörtliche Gebrauch des Wortes bei Walther erinnert an Veldeke 63.27; 64.9, Rugge 104.14, Morungen 138.5; 145.1,22 endlich an Reinmar 160.32; 173.5; 194.14; 202,24; 204.9; (vgl. L. 74.29).

Gerne stellt Walther velt und walt, sonst wohl auch heide und walt einander gegenüber, odef verbindet sie mit einander, so L. 8.31; 35.17; 75.25 fg.; im übrigen sei auf Werners Abhandlung ZfdA. 29.121 fg. verwiesen.

Eigenthümlich ist der Elegie die Verbindung von träge unt all, wogegen sich bei V. 13: mich grüezet maneger träge auf Spervogel MF. 22.13 (vgl. Wilmanns) und auf ein Gegenstück MF. 102.27: Mich grüezet menger mit dem munde hinweisen lässt. Eine interessante Parallelstelle zu L. 124.9 bietet in Wallenstein's Tod V, 4 das Wort Wallenstein's zu Gordon, seinem Jugendfreund:

So bist du schon im Hafen, alter Mann?
Ich nicht. Es treibt der ungeschwächte Muth
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge,
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttin noch,
Ein Jüngling ist der Geist, und seh' ich mich
Dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen,
Dass über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingegangen.

Zu L. 124.11 wäre L. 18.25 zu vergleichen; zu flieze im aller sælden fluz; zu wilent, das ein Lieblingsausdruck Walthers ist: L. 23.34; 24.36; 26.28; 115.3; 120.9; aus MF. lassen sich folgende Stellen namhaft machen: MF. 18.25; 63.3; 65.20; 67.8; 114.39; 115.4. Häufig belegen sowohl aus Walther als MF. lässt sich ê; verbunden mit wilent: L. 23.34 wurde schon citirt. Dieses apokop. êr erscheint bei Walther als Adv. Praep. u. Conj.; als Conj. und als Adv. in einem Vers L. 100.29; sonst L. 6.37; 8.27; 9.23; 10.28; 12.5; 17.15; 25.16; 26.14; 28.30; 34.17 u. 18; 35.10,13; 39.22; 44.37; 46.31; 48.29; 60.34; 66.25; 72.32; 75.36; 76.9,19,21; 79.16; 83.27,37; 84.29; 88.38; 89.2; 95.26; 97.36; 102.11,19; 109.13; 114.25; 117.29; ê wol begegnet MF. 18.19.

wilent ê MF. 66.34; ê in Verbindung mit pflegen MF. 152.24.

ê überhaupt: MF. 19.3-5 (vgl. L. 100.29,26; 35.41; 38.22; 43.27; 45.9 u. 10; 47.34; 48.26; 49.8; 58.10; 66.16; 67.3-4,14; 70.2-3; 71.39-40; 73.4; 78.21; 82.27; 83.19; 87.20; 110.10; 113.20; 114.32; 123.28; 128.14; 135.18; 136.24; 138.7; 139.14; 156.33; 162.31; 167.2,33; 171.37; 173.38; 174.30; 181.20; 183.1; 184.39; 185.6; 186.13,22; 191.4-6 (als Conj. u. Adv.); 192.33; 196.21; 197.27; 198.34; 206.16-17 (Präp. u. Adv.), 38; 208.5-6 (C. u. Adv.) 25.39; zu 124.8: frömdê gebraucht Walther im Anschluss an Spervogel und andere Dichter von MF. gerne, so L. 12.20; 30.30; 53.18; 56.35; 71.13; 82.19; 93.5; 100.17; 103.10; 104.12,18; ebenso ist grüezen ziemlich oft bei Walther zu finden, vgl. L. 31.23,27; 32.9; 36.35; 43.36; 49.12,15,17; 50.34; 56.29; 60.15; 70.1; 72.8; 79.1; 80.15; 86.18 u. 23; 96.16-17; 102.25; 109.4; 111.30; das

Auch in einem andern Sinne möchte man Walthers „Elegie“ als ein Schwanenlied bezeichnen; jenseits der „Elegie“ zeigt sich der volle Verfall des Ritterthums und des Minnesangs; bereits in Walthers letzten Lebensjahren wird er in bedeutendem Grade sichtbar und nicht ohne Grund weist Walthers Schüler, Reinmar von Zweter, auf die 20er Jahre des 13. Jahrhunderts zurück als auf die Zeit, wo beide ihre letzte, volle Blüte ansetzen. Das Lebenselement des Ritterthums ist ein hoher Sinn und eine wahrhaft adelige

Wort kommt freilich auch in MF. besonders häufig vor, wie dies nur natürlich ist, vgl. MF. 25.5; 46.8, 53.8; 69.25; 80.22; 91.37; 102.6; 108.3; 109.2,31; 124.1 u. 23; 130.25; 131.21; 132.6; 153.17; 156.5; 181.35; 187.35; 211.38; 212.13,16,27; 214.23; 216,29—30.

Ungemein häufig ist welt, werlt, werelt, werlte, welte, wie die Ausdrücke wechselnd lauten, in Walthers Poesie vertreten, über die besondere Bedeutung von werelt siehe Wilmanns zu L. 86.6. vgl. L. 8.30; 13.10,30; 18.30; 20.16,26; 21.10,21; 25.19; 28.31; 29.4; 33.15; 37.3; 40.20; 41.16; 42.30; 43.20; 52.29; 56.24; 58.24; 59.38; 60.8,13,13,27; 66.8; 74.4; 83.7; 86.16; 90.34; 93.20,29; 100.24; 101.5; 110.24; 111.8; 116.38; 117.16; 121.34; 122.39; 123.19,29,37.

Zu L. 124.14 wäre auch auf den häufigen Gebrauch der Partikel un — in Walthers Dichtungen hinzuweisen, die Elegie allein zählt diesbezüglich drei Fälle; freilich erscheint diese Partikel auch recht häufig in MF., namentlich bei den spätern Sängern.

Aus MF. lassen sich folgende Belege anführen: unstæte MF. 4.5; 12.18; 27.31; 33.14; 36.15,37; 47.33; 78.29; 88.30; 89.17; 106.33; 110.15; 120.5; 122.24; 126.12; 159.20; 174.27; 177.37,39; 192.8; 197.26; 202.25; 212.6,26; unstætekeit: MF. 171.5; 211.37. unsenfte: MF. 17.5; 34.22; 46.9; 56.8; 65.6; 82.30; 85.17; 91.10; 92.23; 105.29; 106.15; 111.4; 115.10; 123.32; 153.24; 159.31; 161.20; 163.13; 166.33; 171.6,28; 177.7; 179.5; 201.23. unmare: MF. 20.9; 47.23; 57.39; 90.21; 130.2; 142.35; 155.13; 157.16; 159.11; 163.27,33; 166.23; 169.8; 179.19; 186.9; 203.33. ungemach: MF. 36.22; 38.18; 54.20; 17.3; 72.15; 102.61; 116.16; 131.20; 145.5; 161.1; 163.20; 166.21; 167.26; 174.24; 175.30. unfrô: MF. 42.1; 65.26; 68.6; 147.18; 183.2; 184.39; 185.20. unfrœlichen: MF. 13.29. unnütze: MF. 14.24; 118.21. ungeschowet: MF. 21.15. unrât: MF. 28.20. unerlöst: MF. 32.6. ungemüete: MF. 33.2; 137.36; 150.14; ungemuont: MF. 144.36. ungewont: MF. 42.14; ungewon: MF. 102.1; 178.38. ungedrungen: MF. 42.22. ungesund: MF. 43.3; 141.25. ungeloubic: MF. 45.21. ungelônnet: MF. 45.26; 104.20; 189.35; 208.3. unmitte: MF. 46.23. unguot: MF. 49.35. ungerne: MF. 50.25; 107.12. 162.5; 186.16. unbetungen: MF. 50.35. unære: MF. 51.12; 53.7; unærnet: 165.21. ungewert: MF. 54.21. untrouwen: MF. 56.14. unkunt: MF. 56.25; 68.11. unrehte: MF. 57.9; 58.9; 68.7; 153.10; 206.1. unledic: MF. 58. 34. unbliden: MF. 60.6. ungedanc: MF. 70.33; undanc: MF. 208.17. unberreit: MF. 76.1; 163.17. ungewin: MF. 82.11; 137.38; 145.27; 180.15. unnäher: MF. 89.13. unnôt: MF. 89.28; 218.7. unbekant: MF. 91.12; 102.7. unwendic: MF. 94.32; 158.10; 218.14. unbehuot: MF. 100.33. unfruot: MF. 102.17. ungetriuwe: MF. 102.37; 207.36; untriuwe: MF. 207.35,37. unschuldic: MF. 104.17; 106.5; unschuldin: 155.34. ungevüege: MF. 107.33; 106.2; 186.27; 197.9. unversuochet: MF. 109.24. unbehert: MF. 111.7. ungetrœstet: MF. 112.11. ungebiten: MF. 112.21. unwise: MF. 114.3. unvernomen: MF. 115.5. unmuëzic: MF. 115.18. unsin: MF. 117.33,36; 205.16. unwert: MF. 118.16; 133.28; 166.34; 180.36. unfrœwêlich: MF. 133.6. unhô: MF. 133.26. ungesprochen; MF. 136.16. ungenåde: MF. 137.30; 165.24; 175.18; 186.19; ungenædic: MF. 190.33. unversunnen: MF. 145.22; unverborgen: MF. 146.19. ungedâht: MF. 152.7. ungeklaget: MF. 152.11. unverklân: MF. 155.20. unsælic: MF. 160.3; 163.21; 171.19; 191.9; unselde: MF. 166.22; 175.17; unsælichkeit: MF. 131.9; 155.29; 203.24. unmäzen: MF. 163.18; unmäze: MF. 197.3. ungebærde: MF. 164.8; unverdienet: MF. 165.15. ungelücke: MF. 170.38; 202.13; 211.28; 212.8; 214.23. ungelteche: MF. 175.19; 213.26. unminne: MF. 178.34. unschöne: MF. 180.25. ungevelle: MF. 195.36. unverwandelôt: MF. 196.37. unverzagt: MF. 198.31. unverdorben: MF. 199.5. ungefluochet: MF. 205.8. ungevelschet: unverlor: MF. 208.20. ungewis: MF. 209.6.

Bei Walther tritt das Präfix besonders häufig auf und es ist interessant diesbezüglich einen vergleichenden Blick auf seine Sprache und die der jüngsten Dichter aus Minnesangs Frühling zu werfen. Aus Walthers Dichtungen seien folgende Belege namhaft gemacht:

unären: L. 3.23; 35.22; 44.30; 58.8; 103.5. unkiusche: L. 3.25; unverschart: L. 4.8. unbewollen: L. 5.19. ungebære: L. 9.36. unberreit: L. 10.5. ungahtet: L. 10.6. unrehte: L. 10.23; 34.30; 53.16; 56.36; 9.16; 84.9. unwise: L. 11.27; 65.15. unebne: L. 13.4; unverebenet: L. 16.20. ungemaine: L. 14.7. ungenæme: L. 21.12. untriuwe: L. 21.32,34; ungetriuwe 105.20. unhôvesch: L. 24.5; 32.3; unhevôscheit: L. 90.17. unschamellche: L. 31.25; daneben verschampt = unverschäm: L. 26.21. unfrô: L. 31.36; 64.36. ungezogenlich: L. 32.10. unnôt: L. 35.6. unmehtic: L. 37.21. unheimlich: L. 37.31. unstæte: L. 40.30. ungesund: L. 40.34. unschedeliche: L. 41.13. unbetungen: L. 42.37. ungemüete: L. 43.4; L. 110.8. unmäze: L. 47.4; 26.21; 29.26; 80.19. unlobeliche: L. 47.7. unmare: L. 50.19; 48.9; 69.17; 86.36; 89.22; 102.29; 118.33. ungerne: L. 55.40; 84.16. ungnædicliche: L. 52.13; ungnædic: L. 52.23; ungenåde: 63.36. unerlân: L. 57.17. ungefuoze: L. 47.36; unfuoze: L. 48.18; 62.8; 65.25; 82.8; 90.38; ungefuege: L. 61.13; 64.9,32; 65.20; 101.30; 101.30; 117.27; ungefuoec: L. 4.30,24.8. unwip: L. 49.3. unnähen: L. 60.4. unsælichkeit: L. 61.2; unsælic: L. 70.20; 117.19; 118.15. unsanft: L. 62.13; 109.24; unsenfte: L. 124.26; unsenftekeit: L. 119.25. ungelich: L. 63.32; 65.10. unverzaget: L. 66.35. ungeteilet:

Sitte, das des Minnesangs die aus dem Herzen quellende Freude, die volle Hingabe an sie, die Verklärung des Lebens durch sie. Diese Güter sind für immer verloren — *tempi passati*; die Zeit der Epigonen beginnt.

L. 69.12. unwerdekeit; L. 69.25. unwirden; L. 81.20. unwert; L. 102.30. ungedult; L. 73.35. unkristen; L. 77.18. undanc; L. 81.20; 117.31. unnütze; L. 85.5. unsûmie; L. 85.24. ungelücke; L. 92.5; 60.38; 118.17. ungewert; L. 93.9. ungemezzen; L. 10.3 unkrüt; L. 103.21; unbekant; L. 109.13; 124.5. ungemach; L. 110.9; 117.14; 37.12; 96.31. ungelönet; L. 121.14. ungelouben; L. 34.25. umbilde; L. 47.23. uminne; L. 52.6. uminneleche; L. 48.15. unsinnen; L. 61.5. unvil; L. 124.19.

Das Wort *vol* kommt sowohl allein als auch in Compositen bei Walther nicht selten vor; vgl. L. 6.39; 11.33; 17.29; 19.34; 23.14; 29.2; 32.13; 35.35; 55.2; 99.32; — L. 5.21.—59.34; 66.24; 95.12.—11.15 (wozu Wilmanns bemerkt: das Nhd. hat nur noch vier untrennbare Composita mit voll: vollenden, vollbringen, vollführen, vollziehen); 7.37; 92.6; 110.22; — Das Verb *gedenken*, das die „Elegie“ zweimal bringt, ist auch sonst bei Walther recht gebräuchlich; vgl. L. 37.4; 42.16—17.23; 48.35; 49.27; 58.7,31; 59.26; 60.2; 91.12,27; 93.15; 97.21; 100.35; 101.16; 106.15; 120.8. Häufig erscheint es auch in MF. 8.19; 10.23; 17.1; 20.24; 30.19; 39.15; 40.26 u. 34; 44.16; 46.15; 79.12; 95.12; 114.39; 115.26; 116.3; 140.37; 151.25; 182.21; 194.1; 212.26. — 44.16; 50.9; 70.21; 76.9; 82.7; 90.8; 113.3; 169.38; 192.1; 195.27; 212.22; 214.15. L. 124.15 erinnert dem Gedanken nach an L. 23.32: *Hie vor dô was diu welt sô schône*. Dem hie vor begegnen wir auch in der Elegie L. 124.6; hie trifft man bei Walther häufig, so L. 5.34; 6.14; 11.18,25; 13.22; 15.13—15; 16.14,28; 21.9; 22.2; 28.19; 29.21; 33.22 (hie vor); 33.29; 37.27; 38.12 (hie vor); 42.10—11; 44.11,17; 45.6; 48.12 (hie vor); 49.12 (hie vor); 53.34; 55.28; 59.36; 66.8 (hie vor); 90.33 (hie vor); 91.13; 98.9; 100.34; 111.36; 112.18 (alhie); 117.11 (hie vor); 118.22 (hie vor); 122.14 (hie vor); in MF. hie vor: MF. 7.7; 13.36 (hie bevor); 23.1; 133.18 (hie bevorn); 134.30 (hie bevorn); 154.37; 180.28 (hie bevor); — hie: 52.26; 88.15,20,23; 90.31; 94.34; 95.11; 105.16,24; 107.37; 108.35; 115.20; 116.4; 141.8; 143.31; 151.5; 167.31; 181.5; 185.22; 210.20,38. — hie — dort, das bei Walther so oft sich findet, ist in MF. seltener, so 63.36; 147.12; 211.25.

Auch *wünneclich* ist häufig bei Walther vgl. L. 17.4; 46.17; 53.1 (*owê miner wünneclicher tage!*); 61.37; 63.6; 64.15; 71.35; 72.24; 75.22; 84.10; 94.13; 103.1; 111.6; 114.25,37 (wünneclichen *tac*); 115.7; 116.31; 118.36; 120.13. Für *tac Derivata* u. *Compos.* vgl. L. 3.29; 10.7; 11.20; 12.33; 13.35; 14.29; 16.2,9,18; 42.7; 47.18; 48.20; 58.20; 25.29; 61.31; 64.18; 67.37; 70.8; 82.31; 84.9; 85.25; 88.7,16; 89.10,18,35; 90.24; 93.34; 100.11,30; 101.16; 103.2; 111.26; 112.26; 114.4,15; 114.37; 118.5,20; 119.17.

Das Attribut *manec* mit seinen verschiedenen Formen ist bei Walther auch besonders häufig.

Manec, *manic* ist im Nom. Sing. meist unflectiert, für Gen. Dat. u. Acc. dagegen sind die diesbezüglichen Belege selten. *Lexer* I, 20,27; *Mhd. Wb.* II, 1,58; *Lachmann* zu *Iw.* 251, *Weinh.* §. 508.

Als Attribut steht *manec* bei Walther: L. 35.35; 36.14; 38.13; 39.3; 44.33; 62.8; 70.38; 71.2,19; 77.22 (*manec*); 84.12; 93.34; 98.18; 102,33 (*mangen*); 105.4; 106.4; 116.38; 117.9; 120.28,34.

Als Pron. - Adj.: L. 22.6; 25.38; 26.22; 40.20; 41.29; 48.9; 53.20 (*vil mengiu sc. von den wiben*); 54.38; MF. 152.35; L. 77.29; 98.26 (*meneger*); 103.10; 111.19; 124.13. Mit *vil* verbunden: L. 22.6; 25.38; 35.35; 53.20; 75.31; 98.26; mit *sô* verbunden: L. 38.13; 62.8; 70.38; 84.12; *Composita* von *manec*: *manicvalt*: L. 37.7; 109.8; 122.32.

Wohl das häufigste Wort, dessen sich Walther bedient, ist *gar*, vgl. L. 5.4; 6.39; 7.27; 15.12; 21.13,23; 23.30—31; 24.8; 35.30; 37.6; 43.30; 47.26; 50.14; 57.32; 58.8; 59.18,28; 61.34; 66.30; 67.12; 71.13; 78.13; 79.2; 80.23,28; 90.25,32; 92.33; 93.14; 94.27; 99.3,8,19; 100.25; 103.28; 104.33; 109.13; 110.3,15; 111.7; 116.3,30; 117.37; 118.33 etc. etc.; in MF. erscheint es freilich nicht minder oft, so MF. 11.26; 39.1; 40.20; 43.8; 50.26; 54.7; 57.37; 65.32; 72.1; 76.16,19; 77.33; 82.21; 83.26; 86.19; 87.2; 88.8,34; 89.36; 90.21; 92.4; 94.27; 99.32; 101.35; 102.13,15; 103.18,21,31; 104.12; 109.13; 113.8; 118.4; 120.16,24; 128.22; 133.26; 135.8,14,24; 136.3; 137.2; 139.38; 141.35; 143.8; 145.4,36; 146.37; 147.7; 148.2; 149.4; 156.7,31; 157.19; 159.11,30; 160.31; 161.3,13,23; 162.21,38; 172.36; 179.7; 180.17; 181.33; 182.6; 184.18; 190.4; 196.2; 199.17; 200.23; 203.21; 205.6; 207.18; 211.1; 212.19; 215.22; man sieht leicht, dass das Wörtchen bei den spätern Sängern aus MF. immer häufiger wird. Nicht häufig, doch auch wiederholt nachzuweisen ist mer vgl. L. 27.9; 29.5; 38.2; noch seltener ist es in MF., wo es nur von Hartmann MF. 213.8; 218.18 angewendet wird. Auch Reinmar von Zweter hat es nur an einer Stelle, nämlich 170.1: *diu werlt gelichet sich dem mer*; bei den Epikern und spätern Minnesängern kommt es häufiger vor. — *slac* bei Walther: L. 21.24 (*aller êren slac*); 115.1 (*ein angeslinger slac*); dass ich hier, wie V. 10 dem Lachmann'schen Text folge, betrachte ich als selbstverständlich; in MF. erscheint „*slac*“; MF. 40.33 (*fröiden slac*); 48.16 (*êren sl*); 70.14 (*minnen sl*); 72.3; 88.1 (*donersl*.); 197.21 (L. 115.1); 212.26. Von großartiger Wirkung ist der wehmüthigste Refrain: *iemer iemere mêre ouwe — niemer mêre ouwe*.

Die Adv. *iemer mêre* — *niemer mêr* trifft man bei Walther u. in MF. einzeln, wie in dieser Zusammensetzung häufig. Zur Bezeichnung einer beginnenden oder zukünftigen Thätigkeit erscheint *iemer* bei Walther: L. 18.24; 30.9; 41.12; 42.32; 43.10; 44.26,31; 45.25; 48.16,38; 49.26; 50.8; 52.38; 53.3,24; 56.1; 61.36; 63.14; 70.11,23; 71.6; 72.10; 80.13; 82.30,33; 85.9; 93.9; 94.6,38; 96.13,36; 99.5; 100.2,15,18; 109.5; 110.5; 112.1,6; 115.30; 116.16; 118.11; 119.2,17,32; 120.20; 64.24; 65.6; 70.23; 101.13; 78.24,35. In MF.: 9.36; 12.38; 18.16; 38.11;

Mit keinem herrlicheren Liede hätte Walther von der Vogelweide sein Leben und Dichten beschließen können, noch einmal ruft er damit die Ge-

41.3; 42.26; 47.7; 49.10; 71.23; 72.20 (aber und iemer); 72.23; 76.7; 77.9; 78.24.35; 81.2.10; 87.22; 89.1; 91.15; 92.37; 100.10; 103.26; 104.32; 106.11.35; 109.14.25; 110.4; 114.2.31; 115.24; 125.22; 132.10.34; 134.1; 135.18; 137.21; 140.11.14.31; 142.8.18; 145.6; 148.13; 150.5; 154.18; 155.1; 156.36; 159.40; 160.33; 161.8; 164.22; 168.24; 169.7; 173.6; 174.31; 176.24; 177.10.15.18; 178.4; 183.28; 185.27; 186.34; 187.3; 189.11.14; 190.9.28; 196.17; 197.1; 200.7; 203.14; 206.28; 207.11; 213.32; 214.26; 215.14.18.28.35. Iemer bei vergang. Thät. in d. Bed. jedesmal, von jeher, seitdem, jederzeit: MF. 94.20; 107.4; L. 119.23. iemer nur verstärkend: MF. 42.11; 67.14; 137.30; 153.26; 196.34 (vil selten iemer iht geweine); 198.37; L. 91.30; 18.7. Iemer als = so oft: MF. 174.5. Iemer = niemer in abhängig. S. oder mit lützel: MF. 155.28 (vil lützel iemer = niemals); 178.6 (niemals); L. 114.32. Iemer = je, irgend, irgend einmal: MF. 22.34; 29.30; 32.11; 36.10; 39.11; 51.7; 63.24; 81.7; 92.28; 114.13; 116.7; 126.39; 131.10; 137.34; 143.5; 156.32; 158.22; 159.2; 163.32; 166.37; 173.15; 176.13; 178.15; 180.31; 185.12.38; L. 6.7; 50.5; 70.31; 90.22; 99.34; 144.15; 121.32. swer etc. iemer MF. 71.38; 168.11 (swaz iemer më = so lange); 174.32. L. 91.8 iemer mëre, mër, më = fürderhin, nimmermehr, jemals, um so mehr, für immer: MF. 18.24; 19.4; 19.25; 48.14; 52.34; 53.22; 73.34; 77.29; 78.15; 81.13.14; 88.5; 93.6; 94.22; 100.17; 108.1; 110.25; 123.13; 130.19; 132.28; 140.22; 143.22.30; 160.7; 161.8; 166.6; 181.18; 184.6; 188.17; 194.20; 212.5. — bei Walther: 39.25; 48.31; 54.10; 57.16; 90.16; 109.10; 121.21. é-iemer (früher oder später): L. 9.23. niemer bei beginnender oder zukünftiger Thätigkeit: MF. 8.29; 33.35; 36.18; 42.16; 45.6.25; 51.32; 73.32; 78.26.33; 79.2; 81.29; 90.12; 92.26; 93.3; 94.6; 97.18; 98.27; 102.35; 110.22; 111.12; 132.1; 158.8.34; 165.27; 172.9; 173.26; 174.12; 183.26; 209.4; 216.28; 18.8.22; 20.2; 44.39; 47.4; 71.15; 81.24; 93.23; 104.8; 105.14; 164.17; 166.5.30; 171.34; 173.12.17; 187.18. L. 89.12; 94.9; 101.4; 102.2; 45.14; 50.18; 56.12; 74.13; 117.4. niemer = iemer = je: MF. 72.35. niemer bei verg. Thät. in d. Bedeutung keimnal, jedesmal nicht, niemals seitdem: MF. 64.8. niemer nur verstärkend: MF. 38.28; 132.18 (niemer niemen niht); 164.33; 217.30; L. 40.14 (niemer niemen); 120.5; 78.33. niemer = nicht, auch nicht, kein: MF. 49.36; 87.35.38; 88.4; 111.9; 114.36; 129.8.9; 134.28; 159.29; 161.7.14; 164.15; 177.16; 179.12.25; 181.3.33; 188.32; 189.17; 192.16; 195.5.32; 208.28; 218.20; L. 70.21; 71.34; 84.11; 100.11; 112.30; 113.36; 6.14; 14.9; 17.19; 50.6. niemer gehäuft mit mëre, mër, më: MF. 16.22; 22.18; 30.18; 48.2.21; 78.10; 91.35; 109.26; 128.24; 147.9.26; 155.37; 157.33; 164.11; 167.36; 174.2.28; 177.23; 179.33; 197.16.28; L. 3.8; 120.14 (nimmer mër); 125.10.

Mit Vers L. 124.18: Owê wie jâmerliche junge liute tuont! ist zu vergleichen: L. 42.33 fg.

Wê wie tuont die jungen sô,
die von frôiden solten in den lûften swêben?

L. 97.37 fg.

Ein missevalen

daz ist mîner frôiden tût

daz den jungen frôide tuot sô rehte wê etc.

ferners L. 80.23 fg.; 85.30; 24.7; 73.21; 91.17 fg. Der junge Mann begegnet in Walthers Poesie fast immer und überall, namentlich in den Sprüchen des Wiener Hoftones; auch der Gegensatz von jung—alt ist beliebt, vgl. L. 23.35 fg.; 56.7; 73.21; 9.39; 85.30; 24.8 fg.; MF. 31.3 fg.; 62.11; 82.38; junc allein L. 25.29; 27.5; 35.20; 42.33; 54.35; 57.35; 73.18; 73.37; 80.24; 85.20; 91.20.27; 98.1.2.5; 117.32.

Mit dem Gedankengang des obigen und der zunächst folgenden Verse ist noch zu vergleichen: L. 112.12 fg.; L. 120.7 fg.; 117.1 fg.; 119.35 fg.; 121.33 fg.; 122.14 fg.; 60.27 fg.; 51.21 fg.; dazu MF. 61.18 fg.; 108.22 fg.; 143.4 fg.; 185.1 fg. Mit der Redewendung: owê wie tuont si sô? ist aus Walthers Dichtung zu vergleichen: L. 55.2; owê wie tuont die frunde sô? und L. 112.33: Wê war umbe tuot si daz, daneben MF. 138.21: wê wie tuon ich sô; 143.1: owê war umbe tuot er daz? 190.32: wê wie tuost du sô; die Formel ist eine häufig vorkommende, wie Stosch Wolframs Selbstvertheidigung Zs. 27, 315 nachweist, der folgende Belege bietet: Parc. 174.20: owê war umbe tuont si daz? Dann MF. 175.24; Neifen 13.8; HMS. I, 161a; I, 72a; II, 73a; II, 69b; II, 278b. Eine ähnliche Parallelstelle bietet: Zwei Kaufleute, krit. bearb. v. M. Haupt ZfdPh. 67.103.

Eine andere Phrase, die so oder ähnlich ebenfalls häufig begegnet, ist: swar ich zer werlte kêre; dazu stellt sich aus Walthers Dichtung L. 24.20; swar ich in dem lande kêre; L. 113.29: swar ich kêre; 104.25: dar kêrte ich etc. L. 51.19: swar er vert iu siner wûnne; L. 19.32: swar ich gie; dann L. 5.8; und kêrent, war ez kêre — Pfeiffer verweist hier auf Apoc. 14.4: virgines enim sunt, hæ sequuntur agnum, quocunq̄ ierit und Physiologus: von diu volgen wir dem lambe swar iz kêrit. — Die Phrase wäre demnach biblischen Ursprungs; aus MF. können folgende Stellen herangezogen werden: MF. 114.30: si sol wizzen, war ich landes kêre vgl. auch MF. 52.31; 93.8; 123.21: Unde trûren swar ich gê; 201.6: swar er in der werlte vert; 217.2: swar ich kum; ferner MF. 13.33; 19.31; 37.9; 46.23; 49.9; 60.24; 76.16 u. 33; 78.18; 81.39; 82.17; 87.28; 161.20; 114.13; 181.38; 212.7; 165.31 (vgl. Walther: L. 83.8 u. 49.22; 105.8; 29.14; 35.26; 36.14; 69.25; 77.30; 104.25; 109.27; 119.7).

Zur Schilderung der Lage, die Walther 124.18 entwirft, wäre auch zu vergleichen: Chrestien de Troies, romans dou chevalier au lyon v. 18—30; 5384—88 (dazu Hartm. v. d. Aue Iwein 48—58). Das Lob früherer Zeiten und die Klage über die Gegenwart ist ein ständiges Einleitungsmotiv der Artusromane, wie dies Holland Chr. d. Tr. p. 169—170 und Anm. zu v. 41 hervorhebt. Wie Hartmann a. a. O., tadelt auch Fauriel, hist. de la poesie provenc.: Paris 1846 II, 345 diese stereotype Wendung der Artusromane mit den Worten:

diegenheit seines Charakters, die großen Ziele seines Gesanges, den vollen Zauber seiner edeln Kunst den Zeitgenossen und der Nachwelt in's Gedächtnis

„plus ou moins longues effusions des reflexions et des sentiments du romancier sur quelques lieux communs de morale chevaleresque, assez ordinairement sur la decadence de la chevalerie et de toutes les belles choses, que l'on suppose avoir existé dans le temps anciens.“

Bezüglich einzelner Ausdrücke wäre noch hinzuweisen zu „zergât“ auf L. 9.11; 14.13; 23.4.38; 28.10; 42.11; 48.18; 72.1; 73.4; 92.38; 103.9; 110.3; zu „jamerliche“ auf L. 13.20; 25.4; 37.9.19; 71.4; 78.11; 90.23; MF. 60.16; 152.15; 164.20; 168.5; 174.21; 185.32; 187.5; 191.30. — riuweclichen kommt bei Walther nur an dieser Stelle vor; bei Reinmar MF. 188.13; andere stammverwandte Wörter finden sich bei Walther vgl. L. 6.9,11,17,22,24,25; 8.1; 37.5; 74.9; 76.33; 83.1.9; 105.8; zu „merken“ vgl. L. 5.38; 31.13; 33.15,19; 40.9; 43.33; 65.16; 66.9; 85.32; 96.25; 98.16 (merkere); 103.24; 123.20; auch in MF. ist das Wort häufig vergl. MF. 5.13; 7.24; 12.21; 13.14; 14.17; 16.19; 43.34; 50.32; 65.1; 72.29; 88.28; 96.4; 113.17,27,38; 141.1; 176.34; zu „stolz“ vgl. L. 18.16; 20.11; dörpellige ist sonst nicht bei Walther, aber dorpeliche 57.31 und dorpheit 68.10 in MF. zu finden; fröide und Varianten besonders häufig; vgl. L. 13.20,25; 14.17; 21.17; 23.4; 27.22,32; 31.36; 36.34; 42.8—9,11,14,34,38; 45.2; 47.30; 48.1,13,20,28; 52.7,22; 55.21; 60.26; 61.13; 63.10; 65.1,26; MF. 152.30; L. 72.1,12; 73.23; 83.7; 91.21,31,37; 92.12,37,38; 93.1,25,28; 95.23,25; 96.12,15,18; 97.12,15,30,36,38; 98.1,3,4,7,15; 99.8,13,14; 101.8; 109.1,8,11,18; 110.24,34; 112.9,12,16; 113.4,10,12,16; 114.35; 121.22 etc.; zu „gebende“ vgl. L. 46.11; 111.21; 122.37; zu „wât“ vgl. 19.9; 63.3,20; zu „gesach“ L. 8.29—30; 9.16,18; 13.22; 14.39; 15.39; 21.28; 27.11,23; 28.37; 29.14; 30.31; 32.9; 32.2; 34.2,30; 35.19,33; 37.10,24,36; 39.4,28; 44.22,37; 46.9,14; 47.13,34; 52.19,31—32; 53.9; 54.2,22—23,32; 56.2,21,23,29; 58.35; 59.3—4; 62.38; 64.27; 70.8,35; 71.2; MF. 152.28; L. 71.21; 75.3,8,21; 76.18; 79.4; 83.22; 84.13,14; 87.20; 89.14; 90.20,36,37; 91.22; 92.1,34; 97.5—6; 98.20; 99.18,21,28,30,32,35,36; 109.10; 112.12,18,20; 114.27,33; 115.27,31,35; 117.1,9,28,30; 119.32; 120.6,15,27; 121.6,31; 122.4; 123.35; in MF. findet es sich nicht minder oft, vgl. MF. 4.16; 6.20—21; 9.5,10,24; 11.5,12; 12.33,39; 13.39; 14.1; 15.13; 24.32; 33.19; 34.8,15,32,36,37; 35.11,30; 36.21; 37.7,26; 38.19; 40.17; 43.25; 45.5,33,36; 47.23; 48.21; 49.37; 50.7,17; 52.3; 53.10,19; 54.9; 56.3,22; 57.8—9; 59.18; 61.22; 62.37; 63.32; 64.5; 65.16; 67.20; 70.2; 72.5; 76.25; 81.17; 82.8,18,32; 86.8; 87.13; 89.37; 90.19; 91.3,35,36; 99.29; 101.29; 103.10; 104.23; 106.2 etc.; zu „müet“ vgl. L. 12.23; 14.13; 57.38; 63.34; 67.2; 104.5; 119.20; 120.15; aber auch MF. 26.20; 28.25; 43.1; 47.13; 54.23; 68.18; 70.4; 114.6; 115.5; 131.20; 143.12; 150.9; 152.20; 177.36; 187.6,16; 188.16; 196.3; 199.33; zu „inneclichen“ L. 40.5; 101.1; 108.3; 119.24; 120.7 (vgl. Wilm. zu 40.5).

Auch die Wörtchen nû, wan und her mag ich nicht unerörtert lassen.

Nû bei Walther: 1. nû als Zeitadv. a) allgemein: nun jetzt, ebenjetzt; L. 10.18; 12.34; 13.29; 24.1,11; 25.17,20,26; 31.18 (nû ist); 32.2; 32.7; (nû-ouch); 32.3,8; 39.7,13; 34.4,27; 36.9,10; 38.10; 39.2,10; 43.13; 44.19; 47.3,10; 48.18; 52.28; 55.20; 55.28 (nû-ouch); 55.30; 58.22; 59.16,20; 59.30 (nû-ouch); 60.34; 64.6,26; 67.14,16; jetzt schon: L. 23.14; 93.34; 97.22; 120.20; MF. 153.2; L. 71.24,32 (nû-ab); 72.29 (nu); 73.6,7; 74.8; 75.28; 76.20; 77.9; 78.14; 80.2 (nû-nû); 89.18,20; 90.13,28,30,37; 92.3; 95.27; 102.25,26; 104.14; 106.5; 110.27; 112.23; 123.9,26 124.5; 118.24; 120.34; 121.4,23; 122.16,30; 114.9,25; 117.13,29; swar u. dgl. nû: 29.7; 49.1,14; 99.31; 122.30; b) temporal-causaler Fortschr. d. Rede: L. 12.35; 13.18; 16.39; 19.34; 23.33; 24.35; 27.6,13,16; 28.32; 31.32; 43.18; 52.25; 58.23 (nû-doch); 56.9; 57.21,34; 114.26 (nu ist); 64.37; 95.11; 98.6 (nû-iedoch); sit nû: 97.15; nû in der Bedeutung einmal: L. 98.17; so-nû: L. 106.1; c) vor oder hinter einem Fragewort: L. 14.24; 25.2; 35.23; 56.36 (nû waz); 118.23; d) vor Imperativen oder Ausrufungen: L. 21.25; 23.36; 30.16; 35.15,19; 37.37; 38.2; 43.33; 46.21; 51.5; 56.17; 59.16; 61.20; 66.9; 71.17; 74.10; 78.32,37; 80.8,10; 82.16,23; 83.26; 88.35; 89.13,29; 92.27; 97.31; 98.36; 99.4; 101.27,33; 104.12; 2. nû als Conjunction temp. caus. relat.: nun, da, als nun, während, L. 66.30; (nu); 85.31; 88.33; 119.37; 3. nû wan: L. 124.20; nû-niuan L. 43.17; 4. nun = nu ne: L. 25.9; 55.5 (2 mal); 59.12; vgl. MF. 152.31. Ein lästiges nû siehe Wilmanns Einl. z. Ausgabe p. 31.

Für wan ergeben sich Belege aus MF. und Walther: 1. wan in der Bedeutung nur als posit. Beschränkung eines posit. Satzes oder Satzgliedes: MF. 166.21; L. 25.21; 33.23; 38.3; 44.2; 70.25; MF. 152.32; 2. niht nie, nieman û, dgl. wan, in derselben Bedeutung: MF. 43.32; 44.16; 46.31; 47.3 (iht wane); 77.31; 86.10; 102.25; 123.38; 128.38; 136.29; 143.15; 150.13; 161.29; 163.20; 171.31; 172.2 (wane); 175.9,30; 182.30; 197.30; 199.15; 207.30 u. 206.9 (niht anders wan); L. 20.25; 52.30 (anders niht wan); 82.34; 86.28; 97.17; 116.4; 120.5—6 (niemer niht wan); 3. Positive Beschränkung einer Negation: ausser, als, als nur: MF. 13.31; 26.8; 92.27; 102.36; 104.25; 128.36; 136.19; 148.16; 152.12; 156.28; 177.1; 179.15; 195.27; 205.9; L. 25.1; 32.28; 40.15; 42.36; 59.13,24; 60.37; 71.34; 72.8; 90.30; 117.4; 4. Negative Beschränkung eines posit. Satzes oder Satzgliedes: ausgenommen, außer, nur nicht: MF. 44.18; 46.32; 90.13; 99.24; 106.7,14; 133.7; 162.20; 175.16; 199.27; L. 44.24; 70.34; 5. wan daz oder bloßes wan vor einem Nachsatze den vorhergehenden positiv. oder negativ. Hauptsatz beschränkend = aber nur, aber noch; gleichwol, vielmehr nur, also dass nur, wenn nicht, sondern: MF. 43.21,39; 44.33; 68.11; 76.3; 84.11; 115.8; 128.32; 132.26; 105.15; 133.16; 135.27,35; 140.8; 148.23; 164.32; 167.27; 172.21,29; 181.24; 186.28 (sondern); 189.25; 192.9,35; 194.5; 199.35; 208.29; Belege aus Walther siehe unter daz; dazu L. 20.30 (wan = sondern); ebenso 25.33; nach Comparativen in der Bedeutung von als: MF. 150.8; 151.10; 152.22; 157.35; 208.25; L. 59.33; 60.23. — elliptisch mit dem Nominativ: MF. 32.3; L. 94.39; 95.8; 102.35. — wan Conj. in der

und zwingt beide seinem Andenken die schönen Verse zu widmen, mit denen der redliche Hartmann von der Aue sein gelungenstes Werk, den Iwein, einleitet:

Swer an rehte güete
Wendet sin gemüete
Dem volget sælde und ère.

Bedeutung aber MF. 9.27; 67.2; L. 96.36; 104.29; — S. niuwan = nur: L. 105.30 (dazu Wilmanns Anmerkung); 123.14; In MF. sind folgende Fälle von wan = man: MF. 12.20; 22.1.25; 26.13; 39.19; 88.37; 89.20; 175.26; 184.39; aus Walther L. 13.32; 73.35; 83.38; 103.6; 120.27 namhaft zu machen.

wan, gekürzte Nebenform zu wande, wand, want etc. 1. In der Bedeutung: Warum? MF. 46.17. 2. wan = wande ne = warum nicht? MF. 37.16; 197.12 (owè wan); 86.23; 158.17; L. 28.28; 77.19. 3. wan Interjection = utinam; MF. 37.25; 49.2; 66.34; 126.18 (hei wan —!); 174.30 (wè wan); L. 12.28. 4. Conj. denn, weil, obwohl: MF. 9.31; 14.28; 18.15; 21.28; 26.21; 32.2; 36.25; 43.9; 48.7.16; 49.15.34; 50.2.22; 52.6.35; 53.26; 58.6.26; 59.16; 60.33; 61.26; 62.31.33.35; 63.18.22.34; 65.7.11.15.19; 66.3.27; 67.31; 76.15; 77.31; 80.3.18; 81.29.34.36; 82.3.18; 83.9.14.21.34; 84.6; 96.15; 101.5; 107.22; 109.5; 110.1, 111.10; 115.30; 117.9; 118.2.16.21; 123.25; 130.13; 134.26.32; 136.39; 138.34; 142.25.30; 150.26; 153.30; 154.9.30; 158.7; 162.3; 163.22.30; 164.5; 166.20.37; 168.25.28; 172.27; 184.12; 187.33; 193.28; 205.6; 206.11; L. 11.7; 16.17; 20.6; 72.13; 98.18; 106.15; 109.19; 115.11; 119.2; 123.4. 5. In der Bedeutung von wenn: MF. 136.32; 172.32; L. 68.7.

her erscheint bei Walther I. räumlich: a) vor Verben: L. 16.33; 27.16; 34.22; 82.22 101.17; 124.26. b) bei Raumadverb: L. 42.9; 65.32. c) bei Praepos.: L. 6.28; 15.36; 25.19; 56.39; 105.37. 2. zeitlich: a) vor Verben: L. 94.3; 98.28. b) bei Adverb: L. 26.15 (ie dâ her); 84.22. c) bei Praep.: L. 57.22 (her näch).

Parenthesen finden sich bei Walther öfters; vgl. L. 40.12; im Leich 3.7—8; 53.20; 12.9; 23.11; 121.6 (vgl. Wilm. Einl. z. Ausg. p. 67); auch im MF. trifft man sie öfters, so MF. 22.2 (Sperv.); 190.9; 181.34; 195.33 (Reimm.); am häufigsten erscheint sie in der epischen Dichtung, im Volks- wie im Kunstepos, im ältern wie im modernen Epos; Wielands epische Dichtungen, vor allem Oberon u. Musarion, wimmeln geradezu von Parenthesen und sie bilden ein besonderes Merkmal seines Stiles.

Zu „wilde“, das sich nicht selten mit „fremd“ deckt, siehe Wilm. zu 47.28 findet sich L. 6.26; 37.37; 47.28; 81.11.34; 102.4; MF. 8.16; 25.3; 39.3; 78.21; 180.10.11; 182.24; zu „vogel“, Wilmanns Leb. III, 392 und 369; Leb. 10 dann L. 9.2; 39.5; 43.34; 46.2; 51.26; 58.27; 75.15.27.38; 89.23; 92.4; 94.14; 111.5; 114.23; dann auch MF. 3.21; 32.18; 33.16; 34.4.16; 37.19; 39.20; 58.28; 59.13.27; 62.30; 64.17; 65.28; 66.2; 67.13; 77.36; 82.29; 83.36; 90.35; 106.26; 108.9.14; 126.38; 127.34—36; 131.35.38; 133.1; 141.14; 155.2; 156.13—14; 180.10; 183.36; 185.1; 189.2; 191.32; 216.6. Dem Vogel ist von jeher im Volkliede und dann überhaupt im Liede ein breiter Platz eingeräumt worden; zu „tumber“ man vgl. L. 10.7; 13.28; 34.32; 37.24; 43.17.23; 45.9; 54.4; 58.7; 85.31; 96.27—28; 101.28; 102.25; 116.7; 122.38; dazu MF. 47.22; 48.1; 49.15; 56.7.14.24; 57.3.26.27; 58.6; 62.10.17; 67.30; 71.1; 82.23; 83.22; 85.5; 89.24; 93.20; 96.1.9.18; 102.16; 103.36; 114.3; 134.17; 135.29; 136.1; 141.26; 142.29; 160.20; 171.25; 180.16; 183.10; 189.13.23; 190.25; 201.19.37; 206.7; 207.15; 209.30; 210.13; zu „böse“ vgl. L. 3.13; 23.14.15.19.22; 26.29—31; 28.33; 29.7; 35.13; 37.28.31; 41.18; 58.36; 63.13; 73.37; 83.31.39; 85.4; 86.20.30; 87.20.27; 96.26; 103.21; 123.2; „zorn“ L. 15.19; 32.19; 70.3 fg.; zu „wünne“: L. 46.4; 51.19; 54.27; 57.13; 60.24; 69.10; 95.4; 116.32; 117.9; zu jene-dirre: L. 36.10; 53.16; 60.38; 61.16; 70.28; 75.4.13; 81.8; 92.38. — 32.26; 33.24; 55.17; 63.4.36; 73.15; 74.20; 75.5; 76.29; 81.8; 110.28—30; 112.35; 118.36 (vgl. Wilmanns Einl. z. Ausg. pag. 27); zu jene MF. 21.8; 61.22; 132.17; 179.32; 198.33; auch ob, durch und so l verdienen mit Bezug auf ihre Anwendung bei Walther eine kurze Beachtung; ob kommt als Adv. und Praep. sowie als Conjunction vor; ein Beispiel für den ersten Fall ist L. 19.3; für den zweiten Fall L. 4.37; 5.23; 11.32; 93.29. — L. 124.31 dagegen steht ob als Conjunction.

ob, obe, op Conj. ‚wenn, wie wenn, wenn auch, ob‘, ahd. oba uba, ube mit der älteren Nebenform ibu, ibo, ‚wenn, ob‘, asächs. ef, of, angl. gif, engl. if, got. ibai, iba ‚ob denn, etwa wohl, dass nicht etwa‘, dazu negiertes nibai, niba ‚wenn nicht‘. Sie sind Dat. Instr. ahd. iba ‚Zweifel, Bedingung‘, anord. ife, efe M. u. if, ef. N. ‚Zweifel‘; ob bedeutet deshalb eigentlich in Zweifel, in Bedingung (Kluge).

Die verschiedenen Formen dieser Conj. in mhd. Zeit verzeichnet Weinhold §. 324 Anm.

Bei Walther hat die Conjunction ob folgende wechselnde Bedeutungen, beziehungsweise Verbindungen: 1. wenn: L. 10.19; 20.24; 44.4; 45.9; 50.18; 54.19; 56.36; 60.14; 61.10; 63.12; 68.4; 70.24; 72.30; 83.3; 85.22.35; 93.5.14; 95.34; 113.12; 116.8; 124.31; sô vil — obe: L. 26.27; obe er wolte (gnädigst, gefälligst): L. 61.28; 105.28; vgl. auch L. 47.33, ähnlich L. 121.17. ob sis willen hât und L. 74.26: obe ir mirs geloubet; ob: L. 11.17.21; 27.13; 46.26; 51.6.18; 55.30; 60.10; 62.10.30; 66.9; 67.2; 70.14; 73.34; 85.16; 86.11; 96.30; 103.24; 113.4; wofern: L. 86.8; 89.15; als ob: L. 25.37; waz ob: L. 18.6; 29.21; 75.5; wan ob: L. 59.13; 96.36.

Die Präp. durch in einigen Fällen räumlich angewendet: L. 4.11; 22.11; 27.21 (durh); 37.8; 51.12; 88.13; 99.28.30; zumeist aber causal: L. 16.32; 25.28.35; 30.29 (aus); 30.30; 32.18.34; 36.8—9.22; 37.5; 46.12.28; 48.3—4; 61.12; 62.15; 67.13; 72.6; 73.34; 75.6; 76.24; 77.26; 78.18; 81.17; 85.18; 91.18; 92.31; 93.11 (dur-willen); 102.15; 105.14; 112.35; 124.32 und durch daz, waz: L. 46.37 (dur daz); 69.4 (durch waz).

mit 1. als P.aep. a) das Zusammensein ausdrückend: L. 3.18; 8.5,10,16; 13.28; 33.16—18; 53.34; 55.24; 63.9; 66.29; 76.12; 79.7; 112.4,5; 117.13; 119.16. b) das gegenseitige Verhältnis (gegen): 16.13; 67.14; 70.4; 78.20; 80.22; 123.25. c) begleitende Umstände (mit, unter, in): L. 3.3; 4.29; 11.15; 13.14; 20.21,22; 21.30; 22.19; 24.18; 27.32; 51.27; 58.24; 61.6; 63.26; 65.20; 66.35; 72.12,27; 79.13; 89.15; 111.37; 115.12. d) Werkzeug, Hilfsmittel (durch, mit, mittels, trotz): L. 6.29; 9.16; 14.17; 24.6; 30.11; 33.2; 37.6; 40.24; 57.36; 73.22; 76.15; 77.40; 78.4; 93.28; 95.38; 99.32; 100.8; 103.18; 104.20; 110.7,16; 111.35 (mit stehne); 123.25 (trotz); 124.40; 125.8. 2. als Adv. mite a) mit d. Ztw. verbunden: L. 53.11 (rünen). b) vom Ztw. getrennt: L. 38.14; 82.7; 96.28; (volgen); 102.12 (teilen). c) dà mite: L. 7.39; 19.19; 59.12; 60.29; 61.23; 99.30. d) dermite L. 35.11. e) Hie mite: L. 91.13; f) wà mit L. 104.14.

Das Verb „sol“ erscheint bei Walther überaus häufig und zwar: 1. als Verb. fin. a) mit dem Dat. d. Pers.: L. 118.23. b) ohne Dat. d. Pers. L. 93.7; 96.14; 98.2; 106.6; 110.35; 112.10—11 (Häufung des sol.) c) mit Dat. u. Acc.: L. 100.28. d) mit d. Inf.: L. 44.14. 2. als Hilfsverb a) müssen, sollen: L. 17.26; 20.23; 25.3; 26.10; 27.31,33; 28.17; 30.14; 30.33; 31.4; 34.31; 35.32,34; 36.4; 41.4; 42.34—35; 48.17; 50.36; 51.10; 54.15; 59.37; 60.5; 61.27; 67.5; 69.7; 70.27; 73.35; 74.5; 79.7; 81.4; 82.36; 83.17,19,21; 86.16; 89.20; 90.38; 92.24; 97.28; 98.3; 99(10—11); 100.16; 103.6; 104.14; 105.11; 105.27; 112.36; 113.3; 114.10,15; 115.17; 116.15,30; 119.27; 120.16; 121.19; 124.29. b) dürfen, werden: L. 7.10,18,33; 82.26; 94.33; 110.6; wollen: L. 18.12; 24.34; 48.34; 56.10; 58.12; 62.6; 64.22; 65.16; 97.1; 98.35; 118.21 c) zur Umschreibung des Imperativs: L. 11.12; 13.18; 17.11; 23.25; 33.25; 36.17; 37.4—5,31; 43.18; 50.23; 51.22; 57.13; 60.9,13; 69.20; 70.15,25; 80.22; 82.30; 86.17,19; 88.22; 97.21,32; 100.24; 103.15,17; 112.19; 113.1 (sünt); 116.22. d) in Wunschsätzen „mögen“: L. 12.21; 30.20; 44.35 (sülz); 60.7; 61.12; 72.36; 77.1; 82.33 (sün); 105.13; 112.30; f) zur Umschreibung des Futurs: L. 13.14; L. 18.7; 30.36; 31.2; 45.6; 53.29; 56.24; 61.36; 65.6; 66.6; 72.35,36; 73.5; 89.14; 90.22; 92.8; 105.7,9; 111.4 (sül); 123.13. e) zur Umschreibung des Conj. Prät. oder Plusqu.: L. 6.23; 8.10; 11.9,22; 13.27; 28.20,30; 31.7; 45.25; 47.33; 54.29; 57.27; 64.33; 79.1; 98.20; 109.14; 112.4,12. g) mit Auslassung d. Inf. L. 9.33; 36.6; 43.4; h) in Frage- und Bedingungssätzen: L. 10.25; 31.16; 46.6; 50.27; 52.5; 53.4; 67.11; 69.12; MF. 152.34; 72.1; 73.17; 77.25; 86.38; 89.9; 97.18; 111.28; 112.19,29; 118.11; 120.14; i) in Finalsätzen: L. 34.8 (sulen); zu L. 124.33; swer dirre wünne volget, der hât jene dort verloru wære zu vergleichen L. 38.13—14;

Sô wê dir, welt, dû hâst so manegen wandelbernden site;
er armet an der sêle, der dir volget unz anz ende mite etc.
ferners 67.24: lobe ich des lîbes minne deis der sêle leit.

An L. 124.35 erinnert MF. 128.10; die dem man mit schœner rede vergehen? — Das „süsse Gift“ ist auch sonst keine seltene Redensart; ich möchte hier nur an Pope's Heloise an Abälard erinnern: (Lass) am süßen Gift der Augen mich berauschen. Zu L. 124.36 vgl. L. 25.17—18:

Der ist nû ein gift gevallen
ir honec ist worden zeiner gallen.

Dann L. 30.12—13: mir grüelet, sô mich lachent an die lechelære,
den dû zunge honget und daz herze gallen hât.

endlich MF. 120.10: uns ist dû bitter galle in dem honege verborgen,

Vgl. dazu Wilmanns Leb. III, 421, und Grimm, über Fridanc pag. 385. Zu „dingen“ vgl. L. 8.12; 40.31 (dazu Wilm. in der Anm.); 60.6; 62.2; 101.15; 102.16; MF. 22.26; 33.8; 37.31; 71.17; 97.16; 98.3; 100.29; 101.12; 103.18; 104.26; 130.20; 155.14; 159.33; 165.37; 172.26; 175.15; 183.18,26; 190.17; 193.22; 202.26,32; zu „süeze“: L. 3.28; 5.25—26; 6.29; 14.25; 18.36; 21.2,8; 25.23; 27.25,27; 29.12; 30.15; 36.16,21,24,28,36; 37.9,23; 63.24; 64.24; 76.17; 83.9; 92.30; 101.8; 109.25; 119.24; 122.36; auch aus MF. ließen sich zahlreiche Stellen anführen, denn „süß“ ist ein Lieblingsausdruck der Lyrik; wenn man wissen will, was alles süß ist, so schlage man nur die Anakreontiker des 18. Jahrhunderts nach, wo man diesem Epitheton ornans auf Schritt und Tritt begegnet; bei mhd. Dichtern vertritt es die verschiedensten andern Adjective, deren Begriff sich annähert; so nennt auch Konrad von Fußesbrunnen „den luft“ süeze.

Bei Walther finden sich für die Wortgruppe üz, üzen etc. folgende Belege. üz 1. Präs. a) aus, aus etwas heraus, von etwas weg: L. 3.12; 5.27; 7.30; 15.23; 19.29; 20.18; 21.1; 22.8; 27.36; 28.7,11; 30.21,24; 33.8,14; 35.17; 36.24; 37.10; 54.26; 76.30; 81.11; 86.32; 109.19. b) gemäß: L. 30.20. 2. Als Adv. a) bei Verben: L. 4.9; 20.8; 55.11 (üz und in); 21.32; 45.8; 53.30 (üz erkorn); 59.2; 61.30; 68.5; 81.4; 102.15,22. b) üf und üz: L. 47.17. üzen als Adv. aussen: L. 31.5 (üzen unde och innen); 35.34; 121.7; 121.12; 124.37 (üzen-innân). üzer Adj. L. 81.5; die Präpos. üzer c. Dat. wie sie z. B. MF. 49.38 vorkommt, ist bei Walther nicht vertreten.

Zu den Farben, die L. 124.37—38 bieten vgl. L. 27.19,25,29; 28.9; 39.28; 42.22; 51.37; 53.35 fg.; 54.7; 64.13 fg.; 74.30; 75.12,25; 89.19; 110.19; 111.12; 112.8; 114.32—33; 122.33; 123.12; dazu MF. 90.32; 136.5; 138.32; 141.2; 142.10; 163.22; 169.11; 172.14; 178.31; 183.34; 184.3; 185.5; 196.12; zu „vinster“: L. 42.19; zu „schouwen“ vgl. L. 4.2; 24.16; 25.3; 27.18,33; 28.15; 36.15; 44.38; 46.21; 50.35; 54.20; 55.30; 57.3; 77.13; 86.23; zu „tröst“: L. 5.17; 14.13; 32.16; 34.37 (dazu Wilm. Anm.); 37.3; 42.18; 63.10; 64.20; 65.36; 66.1,2,12; 71.36; 72.24; 74.2,3; 85.7 (vgl. 34.37); 78.35; 92.12,18; 93.38; 94.8; 95.9,22; 99.7; 116.34,36; 117.6; 120.21,37; 121.22. — MF. 6.4,18,29; 16.16; 18.26; 30.26; 32.5; 33.22; 42.23; 43.22; 49.11,30; 52.32; 66.25,30,31; 70.37; 71.1; 77.14; 82.9; 83.36; 84.13,20,36; 86.20; 92.15; 105.11; 106.13; 108.11; 109.12; 110.19; 118.22; 124.18—19; 125.13,23; 129.31; 133.4; 135.6; 136.4; 138.30; 140.26; 144.5; 147.21; 155.2; 157.19; 161.36; 163.30; 164.1; 165.23; 166.21; 167.25; 168.25; 172.31; 179.14; 181.10; 183.24,32; 184.33,34; 185.1,2,18,19; 190.11,14,37; 196.33; 197.39; 198.33; 202.12; 205.2; 208.23; 209.8; 212.19; 214.32; zu „sünde“ L. 3.11,24; 6.10,15,27;

24.16; 36.23; 44.30; 54.1; 77.5,32; 123.14; zu „lichten“ helmen: L. 11.5; 27.29; 28.18; 29.12; 42.12.17; 74.32; 88.12.26; 101.16; 110.1; 112.26; 119.16; dazu MF. 3.19; 24.4; 28.22.24; 57.11; 59.11.19; 83.29; 98.7; 99.29; 122.5; 123.2; 124.39; 125.1; 126.24.32; 128.16; 129.21; 134.36; 139.6; 140.15; 141.18; 143.28; 145.13; 178.13; 196.21; 217.38; zu „herten“ rinc: L. 6.21; 52.24; 83.2; MF. 7.16; 82.14; 96.16; 169.32; zu rinc: L. 102.21.

Zu V. 125.1: dar an gedenket ritter: ez ist iuwer dinc vgl. MF. 98.21 fg.:

Swer nu daz kriuze nimet,
wie wol daz helden zimet!

Töche Heinr. II. p. 96 sagt: Niemand galt für mannhaft, der auf dem Reichstage Jesu Christi in Mainz ohne Kreuz gesehen wurde; Diez, Poesie d. Troub. p. 181 übersetzt einen Ausspruch des Troub. Pons von Capdueil:

Für edel gilt kein Held zu dieser Zeit

Der Kreuz und Grab nicht Hilfe eilt zu bringen.

Zu vergleichen wäre auch MF. 209.37: Nû zinsent, ritter, iuwer leben.

Zu nôtic (nôt etc.): L. 4.3; 7.14; 9.26; 14.28; 15.23; 31.2; 37.4.18; 38.17; 42.19; 53.5; 54.9; 58.23; 64.4; 73.15; 78.20; 80.13; 86.32; 89.26; 96.29; 97.35; 100.33; 114.30; 116.35; 120.35. MF. 16.14; 19.16.33; 36.1; 42.16; 43.37; 44.9; 46.3.27.34; 47.30; 49.33; 52.12; 53.6.27; 54.24; 58.23.33; 63.17; 66.35; 67.2; 73.31; 77.17; 78.35; 80.20; 81.8.26.27; 82.31; 83.23; 89.23.36; 93.29; 94.2; 95.5.12; 99.2.16; 107.7; 114.11.26; 118.4.24; 125.2.10; 127.16; 130.4; 133.15.27; 134.9.28; 135.33; 136.2; 140.28; 142.34; 145.21; 148.6; 151.20; 155.10; 156.7; 158.16.30; 159.35; 160.16; 162.12; 164.17; 168.22.32; 169.8; 171.2.23; 173.35; 174.10; 186.22; 187.31; 188.6; 189.16; 191.10; 192.25.37; 193.18; 195.18.28; 196.11.35; 197.15; 198.7; 206.11; 213.16; 217.31. Man ersieht daraus, wie groß „die Noth“ der Sänger in MF. war und dass sich dieselbe zu Walthers Zeiten doch in etwas schon gemildert hatte.

Zu „solt“ (L. 125.5) vgl. L. 13.8; 80.28. MF. 12.10; 66.23; 94.18; zu „golt“ vgl. L. 13.6; 92.26. MF. 5.15; 8.31; 9.2.10; 19.19; zu L. 125.7: ich wolde sælden kröne ewelichen tragen wäre zu vergleichen MF. 209.25 fg.:

Dem kriuze zimt wol reiner muot
und kiusche site;
sô mac man sælde und allez guot
erwerben mite.

zu L. 125.8 verweise ich auf den Anzeiger f. d. Alterth. u. d. Lit. 8.91, wo über den sper gehandelt wird.

Zu „sælde“ vgl. L. 18.25; 24.18.28; 43.5; 55.35; 63.2; 70.19; 72.17; 93.16; 95.29; 97.29.35; 105.10; zu bemerken ist, dass die Leseart „selbe“ mit Rücksicht auf den folgenden Vers nicht ganz abzuweisen wäre.

Zu „joch“ vgl. L. 12.17; 22.14; 58.8; 62.19; 114.34. MF. 5.28.39; 67.8; 73.38; 126.6; zu noch: Bei Walther: 1. noch als neg. Conj. a) zur Theilung eines Satzes mit Negation: L. 10.8; 20.29; 26.17; 27.9.11.19; 31.3; 37.21; 64.22; 82.25; 85.14—15 (Häufung das noch); 125.6. b) ohne Negation: L. 6.4; 13.9; 23.20; 79.4. 2. noch als neg. Conj. zur Verbindung zweier negat. Sätze (Verba): L. 4.15. 3. noch als neg. Conj. zur Anknüpfung eines negat. Satzes an einen positiven in der Bedeutung und nicht: L. 97.8. 4. noch als Adv. a) allgemein: L. 16.23 (bisher); L. 23.37; 26.23; 30.36; 31.27; 35.10; 44.13; 45.10; 54.24.32; 63.10; 65.26; 67.16; 71.25; 73.34; 79.3; 82.16; 86.35; 92.8.12; 98.9.22; 102.28; 106.11; 109.9; 111.34; 112.3; 115.5. b) einen Gegensatz ausdrückend (dessenungeachtet, gleichwol): L. 5.33; 26.12; 64.16; 92.13; 121.26. c) Wiederholung, Hinzufügung bezeichnend (noch einmal): L. 40.4; 48.20; 66.24; 92.18; 98.5 Wilmanns bemerkt zu 98.5: noch bezeichnet hier nicht die Fortdauer eines Zustandes bis zu einem gewissen Zeitpunkt, sondern die Weiterentwicklung der Gedanken, es steht einem nhd. nun gleich. 102.21; 115.21; 120.33. weder-noch: L. 25.9; 46.36; 53.23; 64.5; 81.31; neweder-noch: L. 14.1; ie noch: L. 41.33; noch-noch: L. 81.32; dennoch: L. 95.15; MF. 153.1; dennoch: L. 37.7; 115.2. Zu denne: Bei Walther: 1. demonstr. (dann, damals, sodann, darauf); L. 48.16—17; lemer als ez danne stât,—alsô sol man danne singen (der Zeit entsprechend); **61.25; 63.35; 64.26; 69.7; 69.2; 73.70; 91.14 (dan); 91.37; 114.1; 121.13; 125.10.** 2. waz danne? wie danne?: L. **17.34;** (die fett gedruckten Stellen haben danne.) **86.6; 92.35; 116.23; 119.4; 119.8 (wâ denne); 120.1.** 3. nach Comparativen (denn, als); L. **15.32; 58.2; 60.25; 65.11; 69.3; 69.21; 73.12; 75.18; 83.2; 85.7; 93.21.24; 112.32; 116.34; 117.28; (dan); 122.3,5 (denn).** 4. causal. (denn, daher, deshalb); L. 47.34; 70.14. 5. dannen: L. 65.32.

Zu wol: wol, ahd. wola, älter wêla Adv. zu guot, asächs. wel, angl. well, engl. well, got. waila. Grundbedeutung „nach Wunsch“ z. Wz. v. wollen, gehört zu den von Walther am häufigsten verwendeten Wörtern. Es erscheint 1. in Verbindung mit Zeitw. und in der Bedeutung von gut, wol, sehr, völlig, gewiss, leichtlich, fast: L. 4.1; 10.4.12.31; 18.28; 19.16; 21.14; 21.29; 24.2.23; 27.31; 28.9.11; 29.29.35; 32.9; 34.32.35; 35.30.33; 41.14; 44.1; 45.20; 48.23; 50.36; 51.21; 52.3; 52.38; 53.31; 54.34; 55.14; 56.34; 57.5; 59.36; 60.9.17; 61.14.21; 64.27; 65.7.19.31; 70.16.28.33; MF. 152.33; L. 71.25; 73.7.14; 78.26; 79.24; 82.27.32; 83.29.35.38; 84.6; 85.2; 86.18; 87.10.15.33.40; 88.32; 90.35; 91.34.35; 92.7.21.22; 93.12.27; 95.30; 96.9.13; 97.14.23.25; 98.14.32; 99.20.37; 100.14; 105.32; 109.3.6.9; 110.22; 111.1.24; 112.9; 113.9.17.23.24; 115.18; 116.19; 117.19; 118.1.8.19; 119.3.4.29; 120.4.18; 121.37; 122.17; 124.13. 2. in Veebindung mit Adject. u. adj. gebr. Wörtern: 20.12; 21.4; 27.35; 28.14; 43.21; 44.12; 46.5.11; 54.18; 55.22; 57.1.7; 63.1; 75.9; 78.28; 81.3; 83.9.13; 84.3; 85.21; 91.5.6; 101.4; 103.31; 116.14; 119.14; 120.27; 121.1. in Verb. mit Subst.: L. 18.30; 19.35; 24.30; 27.6; 50.38; MF. 152.36; L. 81.13; in Verb. mit Numeral.: L. 17.1; 38.12; 66.27; 104.11; 116.9. 3. in ellipt. Ausf. L. 19.37; 22.2; 46.21; mit Adv. L. 58.38; 63.2; 64.24; 72.10; 93.10. 4. glücklich preisend und segnend mit Dat.

oder Acc. oder Gen. d. Sache: a) Dat.: L. 4.27; 13.25; 15.18; 16.14; 36.6,26; 48.21; 51.29; 64.17.30; 83.34; 103.12; 111.5. b) Acc.: L. 41.19; 100.7; 110.13. c) Gen. d. Sache: 100.13. — 6. antithet. mit wê u. dgl. verbunden: L. 11.34; 14.1; 42.38; 64.30; 69.5—6; 125.10. 7. sô wol, alsô wol: L. 18.19.32; 52.27; 62.9; 64.17.30; 65.22; 71.27; 75.9; 78.28; 89.30; 91.33; 109.1; 110.2; 111.33; wie wol: L. 51.31; 65.3; 90.35; 104.24. 8. vil wol: L. 26.14; 30.28; 35.23; 66.14; 96.20; 111.34; 112.22; 115.12; 119.26; 121.16; 124.28; ze wol: 116.6; über den Gebrauch von wol bei nachwaltherischen Dichtern vgl. G. Rœthe, Die Gedichte Reinmars von Zweter Lpz. 1887 p. 325 fg.

Zu Owê: Daneben kommen auch die Formen ouwê (Walther am Schlusse der drei Strophen der Elegie) und ôwê vor. Alle drei sind zusammengesetzt, entweder aus den Interjectionen ô und wê oder ou und wê; ô und ou ist in diesem Falle proclitisch, und wê trägt stets den Accent; daneben begegnet auch ou mit enclitischem i z. B. ouwî nnd dann hat ou den Accent; da aber ouwî mit ô wî und ô wê vermischt wird, so kann auch ôwê mit dem Accent auf der ersten Silbe auftreten.

Ahd. u. mhd. wê entspricht got. wai, angl. wá, engl. woe, nhd. weh. Aus den german. Interject. stammen nach Kluge die gleichbed. ital. span. Interject. guai (frz. ouais) und in Übereinstimmung mit lat. vaê (griech. *oi*) ist weh als Naturlaut zu betrachten. Das Subst. Weh dürfte ebenfalls von der Interject. herzuleiten sein. Mhd. lautet es wê, wêwes, ahd. wêwo (M.) oder wêwa (F); auch aus dem entlehnten ital. guai ist das Subst. guaiò = Leid hervorgegangen. Auch ôwê, owê oder ouwê, die Interject. mit vorgelehntem ô, o oder ou erscheint substantivisch gebraucht z. B. diu mir mit fröiden hât benomen min alt owê MF. 140.24. Bei Walther begegnet owê: L. 9.39; 13.5,12,19.26 (die Strophe eröffnend); 25.10; 25.15 (owê, owê, zem dritten wê!); 30.25; 31.11; 40.22; 43.4; 44.32; 45.27; 50.18; 52.4,27; 53.1; 54.4; 55.2.16; 64.31; 64.35; 65.8; 66.1; 67.33; 69.14; 75.8; 82.24; 85.11; 89.17.39; 100.10; 102.26; 112.19; 113.32; 114.23; 118.10; 124.1,18. owê, owî: L. 76.2; ouwê: L. 73.26; 114.7; 119.24; 120.10; 122.7,22; 124.17,34; 125.10; wê: 15.9; 21.19; 24.13; 35.36; 41.17; 42.33; 45.33; 49.36; 51.25; 52.4; 57.28; 58.17; 69.27; 73.33; 90.23; 102.24; 103.5; 112.33. wê (in) 73.33; 88.16; 102.32; 103.5. wol-wê 64.30; 15.18—19.

Die Anwendung dieser Wörter ist, wie sich aus Obigem ergibt eine bei Walther besonders häufige, so dass owê, ouwê und wê zu seinen Liehlingsausdrücken zu zählen sind; noch häufiger erscheinen sie in Minnesangs Frühling. Ein Beispiel für owî im Refrain bietet MF. 39.2,9,16: sô hoh owî. In Verbindung mit Dat. d. Pers. erscheint owê MF. 4.11: owê mir siner tugende; sonst ist in solchem Falle sô wê z. B. MF. 22.9: sô wê dir armüete! MF. 37.18: Sô wê dir sumerwunne! (Bartsch LD. setzt hier wol statt wê.)

Eine schöne Stelle, wo ouwê gehäuft vorkommt, bietet der Iwein Hartmanns von der Aue 1468—1471:

waz sol ich unseliges wip?
 ouwê daz ich ie wart geborn!
 ouwê wie hân ich dich verlorn?
 ouwê trütgeselle.

Über wol und wê bei Reinmar von Zweter handelt Rœthe in dem ausgezeichneten Werke über diesen Dichter, der wohl nach Walthers Tode erst die politische Spruchdichtung aufnahm — es wäre demnach das Jahr 1226 Walthers Todesjahr. — Da dabei Rœthe (S. 325—326) auch auf andere nachwaltherische Sänger hinweist, ist die Stelle um so wertvoller. Heranzuziehen wäre auch Collins Regulus I; 10 Volk: Heil dir Metell! Atilia. Weh' ruf' ich, Wehe! Metell. Weib, sag' an, wem ruft Du Weh? Atilia. Wen sonst, als mir, der Elenden, — der jede Saite ihres Herzens Weh' — Nur wehe tönt! Vgl. auch III, 4 (Schluss); endlich sei noch auf Sophokles „König Ödipus“ V. 1281; „Antigone V. 1226 fg.; 1249 fg.; 1281; „Philo-kletes“ V. 718, 756 fg.; „Electra“ 1134 fg.; der ras. Ajas 335 u. a. m. verwiesen.

Das Pronominaladverb war = wohin ist bei Walther noch L. 55.14; 58.6; 67.36; 70.10; 88.31; 117.10 zu finden.

Zu alliu: al kann sowohl vor dem bestimmten Artikel als auch vor einem Posses-sivum in allen Casus unfleciert bleiben; sonst fleciert es stets stark. Für den ersten Fall dient als Beispiel Walther: L. 6.30; 12.22; 33.24; al diu (die) kristenheit, ferners 28.31; al die werlt; 111.9; al diu werlt; 73.3; al der werlt; 37.16, 42.30, 56.24, 74.4, 76.27, 83.7; al der werlte; 16.133, 52.20, 58.24; al diu welt; 72.22, 114.2; al di wile; 99.33; al der muot. Für den zweiten Fall: 60.38; al min ungelücke; 61.24, 97.15; al min heil; 46.16; al sîn wunder; 31.13; al ir fuore; 57.33; al ir tougen; 96.3; al ir zit; 97.16; al min werdekeit; 115.14; al min froide; daneben kommt minder häufig flecierte Form vor, so 38.15; aller diner fuore; 64.36; alle dine friunde; 81.10; alliu siniu lit; 46.23; aller siner krefte; 58.6; alle ir witze; 121.28; an allen minen sinnen. Folgt auf ‚al‘ ein attrib. Adjectiv unmittelbar, so steht dasselbe gewöhnlich in starker Form — bei Walther finden sich jedoch zwei Belege für die Verbindung eines schwach flecierten Adjectivs mit ‚al‘, nämlich L. 22.17: elliu lebenden wunder. L. 63.8: aller guoten dinge; für den ersterwähnten Fall ist mir aus Walther, von der Verbindung mit dem Possesivum abgesehen, kein Beispiel erinnerlich. Bemerkenswert ist der gen. alles. syncoipiert als mit der Bedeutung anders, verbunden alswâ oder alswar und in alem. alde, olde (alder, older) = oder noch fortlebend. Ald bei Walther L. 26.25; alder L. 88.4—5; MSH. 1.13a; MSF. 124.30; 140.12; dann öfters in der Krone und im troj. Krieg. Composita von al: aleine L. 5.2; 53.7 u. 15, daneben häufiger alleine: L. 4.20; 14.28; 31.8; 32.6; 42.29; 69.13; 98.32. In allen diesen Fällen erscheint es jedoch nur in Verbindung mit einem Nomen, dem es nachgesetzt wird, nie als einleitende Conj. zu einem Concessivsatz; aldâ: L. 94.14; allenthalben: L. 31.9; 70.12; alhie; 112.18; alsam: L. 76.3; 107.5; 22.15; 36.3; 46.15; 54.14; alselhe: L. 71.15; alerêrst: 14.38; 32.15; 33.21; 79.15; alrêrst:

L. 14.30; 43.16; alsô: 14.10 u. 12; 6.26; 9.11; 10.11; 17.12; 18.32; 19.15; 23.33 u. 36; 31.16 u. 35; 32.18 u. 35; 38.10; 40.2; 41.28 u. 32; 48.14.17 u. 27; 58.15; 59.10.16 u. 38; 64.6.35 u. 37; 65.22; 66.22; 67.11; 68.5; 70.7.22.37; 71.12; 73.10; 74.11 u. 21; 76.8; 78.22; 82.35; 92.2; 100.6; 102.14 u. 33; 104.31; 105.6; 109.12 u. 26; 110.2 u. 5; 111.9 u. 33; 116.37; 117.4 u. 32; 118.20; 119.8; 120.20; 122.11 u. 31; also (das abgeschwächte alsô): L. 18.14; 63.23; 76.6; 106.36; 101.11; 107.19; allersêrest: L. 117.20; alsus: L. 33.12; 41.4; 53.4; alsust: 112.29; alunne: L. 115.25; alze: L. 15.25; 44.38; 63.32; 66.20; 73.28; 85.13; 87.34 u. 39; 89.4; 101.25 u. 26; 114.6. Die verkürzte Form alz an = allez an = immerfort. L. 21.11. In allen diesen Fällen ist al verstärkend.

Zu L. 61.24 bemerkt Wilmanns: al vor dem letzten Worte wie gewöhnlich: min fröide und al min heil 97.15. herze, wille und al der muot 99.33. die huote und al ir läge 11.23. herze und al der lip MF. 106.12 lip und al die sinne Nithart 30.10. herze und al die sinne MSH. 1.132b miniu leit, nôt und al die swære MSH. 1.104b.

Zu miniu: Die Declination des Possess.-Pron. erfolgt wie die der starken Adjectiva; die starke Flexion bleibt auch bei vorangehendem Artikel. Erst später wird neben der starken in diesem Falle auch die schwache Declination angewendet; bei Walther L. 62.21: die mine sinne; L. 72.20: die mine fröide; L. 16.32: durch die sine namen dri; dagegen L. 86.20: des sinen willen. Gehen die Possessiv-Pron.: min, din, sin attrib. Adjectiven voran, so sind sie meistens flexionslos im Nom. und Acc. Sing.; dagegen erscheinen Nom. und Acc. Plur. in diesem Falle selten unflektiert, der Gen. und Dativ aber niemals. Nachgestellte attributive Possessiva sind gewöhnlich in allen Casus flexionslos (Weinhold mhd. Gr. 508).

Bei Walther begegnen folgende Belege für die diesfällige Behandlung des Pron.-possess.: L. 24.32: daz din vil götelteche gebot; L. 8.8 und L. 49.19: ein min wange; L. 53.1: miner wünnelicher tage; L. 100.26: min grôziu gülte. Bei Anreden tritt das Poss.-Pron. öfters hinter das Adject.; Beisp. bei Walther: L. 96.35; liebe min frô Staete. (Weitere Beisp. Grimm, Gramm. IV, 563). Daneben L. 97.9: daz wende, selic frowe min. Nicht zu verwechseln ist mit dem Poss.-Pron. der Gen. des Personalpron. „min“, das namentlich gerne mit selp verbunden wird, auch bei Walther z. B. L. 72.38: von min selbes arbeit. Neben diesem min entwickeln sich aber später die Formen mines und miner z. B. Roth. 197: mines selbes lip oder Roth. 49.19: mines armen man. Dieses mines ist deutlich der Gen. des Possess.: min selp. Wir haben es hier mit Umschreibungen zu thun für ich, ich armer man, die am frühesten bei Otfried nachweisbar sind (Grimm, Gramm. IV, 358). Weinhold bemerkt hinsichtlich des Gebrauchs von miner statt min (mhd. Gr. § 471): „Wir haben wohl diese feminine Form nur auf jüngere Ausdehnung des Gebrauches des possessiven Genitivs für den persönlichen zu bringen, wobei der Geschlechtsunterschied verwischt ward.“

Bezüglich der Apokope des unbetonten mine verweist Wilmanns in der Einl. p. 30 auf L. 28.36: mine (Auftakt) nächgebüren; L. 46.31: min frouwen (Bartsch, der hier Synaloepe é ich annimmt, setzt mine), ähnlich sin hant (L. 29.14).

Häufung der Possess.-Pron. zeigt sich bei Walther L. 33.27:

sie widerwürkent siniu were und felschent siniu wort.

sin kamerære stilt in sinen himelhort,

sin süener mordet hie und roubet dort,

sin hirt ist zeinem wolwe im worden under sinen schäfen.

jâr begegnet bei Walther öfters, so L. 27.3; 66.27; 88.2; dann 77.33: dir (sündic lip) sint diu jâr gemezzen; L. 96.3: Vil selic sin ir jâr und al ir zit, wo jâr synonym mit zit erscheint; die Verbindung von Synomya tritt in Walthers Sprache häufig hervor, wofür Wilmanns Einl. p. 72 zahlreiche Belege beibringt. Ferners 102.30: da von ich ze järe wurde unwert; hier, wie bei L. 35.13: swer hiure schallet und ist hin ze järe boese als ê tritt es in Verbindung mit hiure, beziehungsweise im Gegensatz dazu auf und hat die gleiche Bedeutung damit, nämlich „übers Jahr“.

Im Reime findet sich jâr L. 23.11 ff.; L. 118.12 ff.; 122.3; ausserdem in der vorliegenden Stelle L. 124.1—2. L. 35.11—12—16:

Ez troumte, des ist manic jâr,

ze Babylône, daz ist wâr

Wer gesach ie bezzer jâr?

ez wurde niemer wâr.

mir was ir rede swâr.

Daz entrestet niht ein hâr.

nû lenger denne ein jâr.

dâ von kan er baz danne sie dermite gebären:

er enwil dekeiner lône vâren.

sumer unde winter blüet sîn lop als in den êrsten jâren.

Aus „Minnesangs Frühling“ lassen sich folgende Stellen namhaft machen: 8.33—34: Ich zôch mir einen valken — mere danne ein jâr; 20.19: und solde er leben tûsent jâr; 22.1—2: Wan sol einen biderben man wol drizec jâr — dar ûf behalden (beherbergen); 30.9—10: ein ander jâr er sich vermaz, das erz (das Feld) egerde (brach) lieze, 34.11—12: Ez dunket mich wol tûsent jâr, daz ich an liebes arme lac; 34.25: des werden mir diu jâr sô lanc; 45.29—30: sîn möhte mich vor eime jære von sorgen wol erlöset hân; 56.4—5: zuo den ziten in dem järe-stûende wol, daz man frô wære; 59.23: In den ziten von dem jære; 62.12: nu manic jâr; 67.3—5: Ich lebet ê mit ungemache — siben jâr ê ich iht sprâche — wider ir willen einec wort; 72.6: zwir in einem jære; 77.14: die ich nu mangiu jâr getrage; 84.26—27: in einer

stunt sô wirt es rât — daz man zehn jâr gedienet hât; 88.27: wir haben in eime jâre der liute vil verlorn; 89.14: und wirt über ein jâr vil lihte kleines lones wert; 92.3—5: swer si vor mir nennet, — der hât gar — mich ze friunde ein ganzez jâr; 93.23: „so wil ich in tûsent jâren, niemer iuch gewern“; 104.6: sol ich leben tusent jâr; 118.19—21: Er kouf an mînen jâren, — der âne vröude wolte werden alt, — wan si mir leider ie unnütze wâten; 120.19: dâ kanvon jâren nieman ernalten; 128.21—22: owê — miniu gar verlornen jâr!; 143.4—5: Wie sol fröidelöser tage — mir und sender jâre iemer werden rât; 144.23: ich bin aber gesunt ein jâr; 150.6: an dem muote wil ich manegiu jâr beliben; 157.16: ein wip, sol ich der volle ein jâr unniere sin; 159.28: Swaz jâre ich noch ze lebenne hân; si frâgent mich ze vil von mîner frouwen jâren; 172.11—12: Ich hân ir vil manic jâr — gelebt und si mir seldom einen tac; 185.3: dâ sint alse jâmerlichiu jâr; 198.1: und engetêt diz lange jâr; 199.23—24: mîniu jâr diu müezen mit ir ein ende nemen — sô mit fröiden, sô mit klage; 203.9: wande ich hân mich fröude versümet lenger denne ein ganzes jâr; 207.17—18: é in der strît — beroube sîner jâre gar; 208.12—13: sî nimet von mir für wâr — mîn dienst manic jâr; 208.20: Mir sint diu jâr vil unverlorn; 208.38—39: der habe im daz, é in betrâge jâre vil. Von Compositen begegnet in MF. nur das Adverb jârlanc, so 4.2; 37.21; 66.5:

(Die linde ist an dem ende)
 nû jârlanc sleht unde blöz.
 jârlanc mir truobent ouch
 (miniu wol stênden ongen).
 jârlanc ist reht, daz der ar
 (winke dem vil stüezen winde).

Das Adverb jârlanc bedeutet, wie auch Lexer mhd. Wb. anmerkt: von jetzt an das Jahr hindurch, zu dieser Jahreszeit, in diesem Jahre; in den eben citirten Stellen herrscht durchwegs die Bedeutung: zu dieser Jahreszeit.

Neben jâr erscheint durch MSF. 45.29 belegt auch jære:

Nieman sol mir daz understân.
 sîn möhte vor eime jære
 von sorgen wol erlöset hân,
 ob ez der schônen wille wære.

Das Subst. leben bedeutet nicht selten „Stand, Ordnung, Lebensweise“, so daz grâwe leben, sente Benedictes leben; hieher gehört auch Walther L. 11.20: Si frâgeten, ob ir frîez leben. Bei Walther findet sich an zwei Stellen eine feinere Bedeutungsart vom Verb leben nämlich L. 43.16:

ich lebete gerne, kunde ich leben:
 mîn wille ist guot, nû bin ich tump:
 nû solt ir mir die mâze geben.

hier hat leben die „praegnante“ Bedeutung „der feinen Sitte gemäß leben“ das savoir vivre, das ihm die „Frau“ lehren soll. Ein reizendes Seitenstück zu diesem „ältesten“ Dialog, den Walthers Dichtungen bieten, bildet L. 93.20, worin sich uns der Sänger auf der Höhe künstlerischen Schaffens und ritterlicher Sitte voll überlegener Ironie darstellt:

Waz hât diu welt ze gebenne
 liebers dan ein wip?

 Waz stiuret baz ze lebenne
 danne ir werder lip.

Es ist das Bildungsprogramm vor allem des ritterlichen Mittelalters „die Würde der Frauen“ und ihre Bedeutung für Weckung und Förderung seiner ritterthümlichen Sitte; die Übertragung der beiden letzten Verse ins Neuhochdeutsche findet sich in Goethes Tasso, in der einzig schönen ersten Scene des zweiten Aufzugs, der glücklichen Paraphrasierung des ersten Chorgesangs von Tasso's l'Aminta (vgl. auch Guarini's Parodie Pastor fido):

Willst du genau erfahren, was sich ziemt.

So frage nur bei edlen Frauen an.

Noch schöner äußert sich dieser Gedanke, dass die Frauen vor allem natürlich die „Herrin“, Erzieherinnen zu edler Sitte und gehaltenem Wesen sind, in Tasso's Worten:

O lehre mich das Mögliche zu thun!

Gewidmet sind dir alle meine Tage.

Wenn dich zu preisen, dir zu danken sich

Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst

Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;

Das göttlichste erfuhr ich nur in dir.

Bei Walther lassen sich noch folgende Stellen für den Gebrauch des Subst. u. Verb leben namhaft machen: L. 8.10: wie man zer welte sollte leben; 8.35: der keinez lebet âne haz; 14.38: Allererst lebe ich mir werde; 25.20: alle fürsten lebet nû mit êren; 31.27: noch müez ich geleben daz ich den gast ouch grüeze; 35.26: wis dû von dan, lâ mich bi in: sô leben wir sauffe beide; 36.10: sîn leben nâch dem hove nû, so ist eniu zuht bescholten; 41.14: (frô), daz man mir wol ze lebenne gan; 42.32: (frô), daz wir iemer in den sorgen niht enleben?; 44.23: Ich lepte wol und âne nit; 53.19—20: Von den wîben, die mit werdekeit — lebet; 56.13: lâ mich dir leben mîne zit; 63.4: diese mêm ich als gerne ich lebe; 70.23: lâ mich dir iemer leben; 71.3: Sîn gehiez mich nie geleben nâch ir lère; MF. 152.25: Ich lebte ie nâch der liute sage; L. 72.9: Mit valschelöser güete lebt — (ein man); 72.30: ob âne sorge lebt daz mîn (herze); 73.16: ir leben hât mînes lebennes êre; 77.4: Diz kurze lèben ver-

swindet; 80.26: daz si cir twerher helfen leben; 86.16: wie ein wip der werlte leben sol; 86.35: Hêrre, ich wil noch langer leben; 91.10: swaz der lebe; 96.10: sô daz er guoten wiben niht entlebe; 98.22: Doch mûeze ich noch die zit geleben; 101.3: Mûeste ich noch geleben; 111.31—32: wan daz mir ir wûnneclîchez leben — machet sorge und wûnne; 120.17: die wile ich lebe; 123.7: Min armez leben in sorgen lit, wo es in der Bedeutung „Stand“ vorkommt; ebenso steht es L. 28.21; Er schale, in swelhem leben er sî — dazu bemerkt Wilmanns: leben ‚wes Standes er sei‘. Fridanc 27.1 got hât driu leben geschaffen: gebûren, ritter, pfaffen (Wilu. zu 11.21 u. 28.21).

Bei Walther trifft man ode: L. 13.2; 27.13; 31.30; 49.19; 105.37; od: L. 13.2; 28.29; 30.16; 120.25; oder: 8.23; 31.24; 33.5; 41.3; 52.17; 85.28; 87.26 u. 31; 123.16; 124.2. Neben allen diesen Formen verwendet Walther auch an zwei Stellen das dialectmäßige und vom Dichter als Ausdruck der Geringschätzung offenbar absichtlich gewählte ald*) oder alde, so L. 80.30: sô nieze in aber ein Pôlân alde ein Riuze und L. 82.18: ald einen wunderlichen Gêrhart Atzen? Wilmanns bemerkt zu L. 82.17: „Der Dichter lässt in diesem Dialog mehr als gewöhnlich die Formen der Umgangssprache zu.“

Nebenbei sei zu L. 82.17 die Vermuthung geäußert, dass guldin katzen vielleicht auf das Wappenthier Bezug hat, das der Ritter Gerhard Atze führte; denn der derbe Witz hat nur dann einen rechten Sinn, wenn dem Diener überhaupt keine Wahl bleibt, sondern wenn er nur eine Scheinwahl hat.

In Verbindung mit weder ist bei Walther oder nur in einem Falle gebraucht, nämlich L. 120.25: Wedr ist ez ûbel, od ist ez guot — eine Verbindung, die sonst häufig belegt ist.

An der Spitze eines Vordersatzes und in der Bedeutung ‚es wäre denn, wenn nicht‘ erscheint oder ebenfalls nicht selten, bei Walther L. 87.31: oder ir sint tûren, hûetent inwer ôren.

Zu wâr: wâr ist mhd. Adj., viel seltener Subst.; könnte es als solches in dem Verse: ist mir mîn leben getroumet? oder ist ez wâr? aufgefasst werden?

Der neuhochdeutschen Sprache ist freilich das Substantiv ‚wâr‘ fernstehend, dem mhd. aber war das st. Neutrum wâr geläufiger. Im nhd. erinnert an dies mhd. Subst. noch der ellipt. Ausdruck ‚fürwahr‘ (vûr wâr sagen oder schreiben).

Die Form wære kommt auch bei Walther vor, so L. 76.22: Vil sîeze wære minne. Auch wære wird als Subst. gebraucht, so MSH. 3.82a komen z'einer wære.

Aus Walther lassen sich für diese Wortgruppe folgende Stellen namhaft machen: L. 4.25: den wâren Krist; 5.10: der wâr got ist; 6.22: wære riuwe; 23.12: daz ist wâr; 25.25: der engel hât uns wâr geseit; 26.6: ichn hân die wâren minne; 30.18: von dem nâem ich ein wârez nein für zwei gelogeniu jâ; 62.34: sô habt ir wâr; 121.38: ez wurde niemer wâr; 46.21: Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen!; 82.6: dem setze ich mîne wârheit des ze pfande; 84.16: ich lûge ungerne, und wil der wârheit halber niht verjehen; 110.10: sô weiz ich von wârheit danne; 18.5: für wâr ich in daz râte wol; 33.1: Dêswâr Reinmâr, du riuwes mich; 105.2: Dêswâr dâ horet witze zuo; 31.12: dêswâr ich gewinne ouch lihte knollen.

In Minnesangs Frühling finden sich folgende Belegstellen: 20.20; 22.2; 23.23; daz ist wâr; 62.7: sô wirt ouch niemer minne wâr; 138.13: wol mich, habe ich al der werlte wâr geseit; 160.21: swaz des wâr ist, daz muoz noch geschehen; 162.10: und er der wâren schulde ouch keine hât; 170.12: daz versuochte ich unde ist wâr; 177.12: ist ez wâr und lebet er schône; 198.3: sô liegent si et alle und hân ich eine wâr; 203.8: noch hoff ich, ez werde wâr. 62.11: Man seit al für wâr; 88.6: desn weiz ich niht für wâr; 123.6: wip unde frouwen die besten für wâr; 128.23: diu geriuwent mich für wâr; 208.12—13: si nimet von mir für wâr mîn dienest manic jâr; 209.13: sit ist mir gewesen vûr wâr; 217.20: daz ich für wâr wol sprechen muoz; 218.8: ich sage wol für wâr die reise mîn. 4.7: got wizze wol die wârheit; 15.9—10: wan daz mîn ougen sâhen — die rehten wârheit; 46.1: des mohte si die wârheit an mir sehen; 94.4: ob ir ruochent mir der wârheit jehen; 113.16: mir wart nie wirs, wil ich der wârheit jehen; 113.39: wil mir diu schône der wârheit jehen; 154.8: ob ich der wârheit in vergihe.

Zu daz: daz ist Acc. Sg. N. des Demonstr. — Pron.; tonlos lautet es auch dez, daneben auch diz, dis, „In Proclisis mit Aphäresis wird es zu ez oder iz“. Schon mittelhochdeutsch kommt die Verschleifung anz, ufz = ans, aufs vor.

Sehr gern verschmilzt daz mit folgendem ist oder einer mit i (e) anlautenden Pronominalform; dadurch entsteht aus daz ist: dâst, dêst, deist; aus daz ich: deich; aus daz er: deir, dêr, aus daz ez: deiz; aus daz es; dês, deis.

Einige Belege für die angedeuteten Verschmelzungen aus Walthers Dichtungen sind: L. 15.19.25; 90.32; 14.7; 44.18; 47.19; 49.11; 73.13; 88.20; 89.25; 111.31; 114.16; 117.13. Die Conjunction daz, die naturgemäß bei den ältern Dichtern aus dem „Frühlinge“ seltener auftritt, MF. 3 10; 4.8.15; 5.8.30; 6.23; 7.17.23; 8.27; 9.14; 12.22; 14.33; 15.5.9; 18.5.14; 19.3.13.15; 21.6; 22.4.8; 23.13.28; 24.3.13; 25.7.9; 26.7.26.30; 27.18; 28.1; 30.2; 32.5.15.16.22; 33.6.9; 34.12.20; 35.8; 36.8; 39.6.12; 40.12.26.28; 43.5.13.18.31; 44.8.15.19.36; 45.18; 46.4.7.32; 47.6.14.15.20.23; 48.14; 50.20.21.22.27; 51.9; 52.29.38; 53.2.34; 54.4.15.23.38.39; 55.1; 56.5.15; **57.6,8,15,16,20,22,23,29,31,32,34**; 58.9; 59.4.24; 29.37; 60.5.29; 61.10.13.28.34; 63.7.8.18.23.32; 64.3.5.8.16.18.20.24.31; 67.7.10.20.23.26; 68.3; 69.10; 70.12; 71.4; 72.13.29; 73.18.34; 76.6.10.11.20; 77.15.34; 79.2.10.12;

*) In MF. 8.7—8: er muoz mir diu lant rûmen — ald ich geniete mich sin; 54.23: alrêste mûet mich, daz ich in ald er mich ie gesach; bei Morungen MF. 124.30: ez kom mir ze liebe ald ir ze leide; 140.11—12: Solde ich iemer frouwen leit — alder arc gesprochen, daz hât sie verschuldet wol; 140.25: swaz ich singe ald swaz ich sage.

80.18, 19, 24, 26; 81.2, 5, 7, 8, 15, 37, 38; 82.36, 39; 83.1, 5, 7, 12, 25, 33; 84.2, 11, 18, 33; 85.1, 4, 7, 16, 31; 86.17, 24; 87.1, 33, 34; 89.27, 29; 90.2, 10, 38; 91.1, 3, 24; 92.11; 93.6, 25, 37; 94.14; 95.8; 96.3; 97.13; 98.15; 99.1; 100.2, 15, 26, 30, 31; 101.3, 7, 16, 33; 102.3; 103.3; 104.11; 105.15, 20, 29 etc. etc. — findet bei Walther die reichste und mannigfachste Anwendung:

a) Subjunctivsätze: L. 15.10—12; 15.24—25; 18.1—2; 20.9; 33.5—6; 35.6; 44.27—29; 50.27—28; 60.4—5; 64.27—29; 66.19, 20; 70.1—2; 61.27—28; 78.35—36; 90.31—32; 97.38—98.1; 104.33—34; 109.2; 110.5—6; 114.15—16; 115.35; 120.25—26; 120.34—35; 124.28—29; 83.9—10; 119.20; 120.15; 16.35; 8.20; 35.29—30 (Vgl. Wilmanns Einl. S. 74.); 57.23—25; 48.27—28; 30.3; 62.18.

b) Objectsätze: L. 23.24—25; 28.25; 31.27; 31.35—36; 32.9—10; 32.19; 45.17—18; 57.21; 58.12—14; 61.27—30; 66.13—15; 66.17—18; 78.22—23; 89.33—34; 90.7—8; 90.37—38; 97.9—11; 97.21—22; 98.39—40; 99.25—26; 109.9; 112.3—4; 113.11—14; 113.21—22; 113.23—24; 116.29—30; 119.26—29; 122.24—27; 123.4—6; 33.11—12; 34.2—3; 10.2—3; 10.28; 48.35—36; 97.21—22; 100.7; 102.26; 13.26—28; 65.8; 41.19; 44.32; 45.33; 67.33; 73.26; (Satzellipsen); L. 14.34 und 52.18; L. 41.8; 54.33; 58.9; 83.11; 95.2; 100.18; 63.18; 5.15; 5.39—6.2; 7.33—34; 43.14—15; 60.31—32; 109.27; 7.7; 42.2; 43.29—30; 56.3; 70.3—4; 71.7; 92.35; 96.1—2; 117.38—39; 115.5; 59.19; 63.8—9; 69.23; 73.11; 99.2—3; 113.36; 114.32—33; 117.18; 124.3; 121.6—8; 43.37—38; 47.8—9; 110.17—19; 57.5; 104.20—21; 44.35—36; 49.31—32; 38.16; 83.6; 118.18—21; 58.3—5; 70.30; 71.24; 114.7—8; 11.28—30; 26.13—15; 17.11—14; MF. 152.38—153.1; L. 119.5—6; 28.21—22; 96.33—34; 10.22; 10.17—18; 25.26—27; 33.3; 45.2; 55.31; 62.26—28; 95.15—16; 100.24—25; 10.4; 10.12; 10.30; 40.10—11; 69.20—21; 71.12; 73.4; 86.3; 92.21—22; 93.6; 99.10—11; 110.10—11; 13.34; 16.29—30; 19.24; 58.31; 64.14—15; 71.10; 114.17—18; 121.25.

c) Attributsätze: L. 10.4—5; 14.14—15; 63.10; 123.9—11; 35.8; 15.37—38; 31.33—35; 36.13—14; 38.17—18; 47.22—26; 50.14—16; 53.9—10; 56.5—6; 74.27; 85.25—26; 98.22—23; 99.18—19; 110.13; 122.4—6; 123.18; 123.31—34; 63.28—29; 79.26—27.

d) Sätze mit „wan daz“ eingeleitet: L. 9.3; 10.32; 18.20; 42.20; 49.29—30; 58.1; 58.35—36; 65.36; MF. 152.26. L. 71.29—30; 72.5—6; 79.1—2; 95.6—7; 116.11—12; 116.31—32; 117.17; 119.35—36; 121.4—5; 124.11; 84.21; 39.7—8; 59.1—4; 46.37—38; 97.34—36; 101.19; 114.10.

e) Consecutivsätze: L. 7.26—27; 7.35; 31.28; 39.23—25; 85.19; 91.36; 92.11—12; 96.6; 96.10; 98.24; 114.23—24; 99.23; 115.16—17; 115.24—25; 118.3—4; 118.24—25; 118.26—27; 120.32—33; 122.16—17; 14.18—21; 14.25—27; 15.34—35; 18.32—33; 19.16; 20.10—11; 21.21—22; 27.3; 27.10—11; 28.12; 30.7; 28.24; 40.19—20; 41.14; 43.10; 47.5—6; 48.29—30; 56.33—35; 58.11; 65.22—23; 66.22—24; 67.4—5; 71.34; 73.2—3; 73.19—20; 75.1—2; 75.9—10; 79.30—32; 82.9—10; 82.35—36; 84.13; 84.22—24; 84.30—31; 85.2—3; 85.2—3; 89.7—8; 91.33—34; 96.27—28; 98.10—11; 99.34—35; 101.11—13; 102.36—37; 103.37—104.2; 106.12—13; 109.21—24; 111.34—35; 112.5—6; 120.19—21; 6.26—27; 19.29—30.

f) Causalsätze: L. 9.9—10; 43.1—2; 32.2—3; 40.22—23; 43.5—8; 43.21—22; 52.23—24; 65.18—20; 71.1—2; 88.16—18; 104.26—27; 115.30—32; 36.26; 49.33—34; 61.17—18; 62.7—8; 82.6—8; 82.30—31; 85.11; 97.32—33; 101.28—29; 34.25; 48.14; 78.27; 96.32; 104.13; 114.17; 120.16; 99.13.

g) Finalsätze: L. 15.21—23; 24.31—32; 26.14—15; 26.29; 28.10; 31.32; 34.7—8; 34.14—15; 34.22—23; 40.37—38; 42.31—32; 47.10; 48.7—8; 59.7—9; 59.30—31; 60.34—36; 65.27—28; 64.18—19; 6.29; 11.10—11; 30.5; 103.26; 3.18—20; 7.40; 41.7; 63.15—16; 71.5; 84.29; 68.5—6; 69.24—25; 71.22—23; 77.16—17; 78.6—9; 78.37—38; 88.28—30; 91.12; 94.24—25; 98.14; 100.27; 105.5; 113.19—21; 115.6—7; 115.8—9; 118.5—8; 120.23—24; 122.20—21.

h) Conditionalsätze: L. 66.19—20; 91.35; 111.14, 38; MF. 152.34; L. 115.9; 46.28 werden von Wilm. auch als Conditionalsätze aufgefasst.

Nebensätze mit „ich“ (contr. aus daz) eingeleitet: a) Objectsätze: L. 56.9—11; MF. 152.38; L. 105.31—32; 119.15—16; 90.25—26 (Satzellipse); b) Attributsatz: L. 92.7—8; c) Causalsätze: L. 120.10; 110.15; d) Finalsatz: L. 36.22; e) Condit.-S.: L. 46.28; f) Consec.-S.: L. 57.32—33; g) Temp.-S.: L. 76.19—21.

Zu *ie*: *ie Adv.*, md. auch *ie* zu jeder Zeit, stets, immer (bei Perf. u. Praes.). Es erscheint auch verstärkt zu *ie ie** z. B. MSH. 1.304b: *stete was ie ie ein tugent. ie unde ie = je und je. Im 17. Jahrh. verliert es sich gegenüber dem schon früher nachweisbaren „je.“*

Häufig verstärkt es andere Adverbien z. B.: *iedoch, iegenôte, iemer (ie und iemer), ienoch, iesâ, iewâ, iez, ie besunder, Dazu ieman, ielich, iewiht, iht etc. Vor Comparativen = je; in Verbindung mit Distributivzahlen und ebenso manchmal mit Comparativen bezeichnet es den Fortschritt z. B. ie lieber und ie lieber, ie baz und ie baz. Eine weitere Bedeutung von *ie* ist: zu irgend welcher Zeit, irgendeinmal; nach der Conj. daz steht es auch für „nie“, *ie* gehört zu den acc. Adv.*

Bei Walther ist *ie* überaus häufig vertreten; so z. B. L. 3.2 u. 7; 4.27; 5.31, 33; 6.38; 7.28; 10.5; 11.19; 12.3; 13.30, 31; 15.2.29; 16.26; 23.10; 26.24; 31.1, 11, 17; 32.8; 34.9; 36.7, 26, 27, 29, 37;

*) Durch Copula verbunden lautet doppeltes *ie*: *ieundie, ientie, ientiu, iendiu, ienti*. Aus MF. ist als Beleg für die nicht unbeliebte Häufung des *ie* anzuführen 13.4—8:

si geviel mir *ie baz und ie baz,*
ie lieber und ie lieber
 sô ist si zallen ziten *mir,*
ie schœner und ie schœner:
 vil wol gevallet si *mir.*

Ferners 81.32: so *ich ie mër singe und ir ie baz gedenke.*

40.29; 41.33; 43.5.18; 44.3; 52.33; 56.33; 58.20.34; 60.10; 64.33; MSF. 152.25; 82.26.32; 85.8; 91.3.4; 92.16.23; 95.20.22.24; 96.20; 99.16; 101.1 u. 29; 104.23; 114.16; 117.23; 118.31.32; 122.29; 123.23; 124.3.28.

Walther liebt es nicht selten, irgend ein Wort in einem Liede oder einer Strophe zu häufen; das ist auch, wie aus den citierten Stellen ersichtlich wird, mit *ie* der Fall, vor allem L. 95.20.22.23. Hier, wie in den meisten anderen Fällen steht *ie* in der Bedeutung „immer“; in der Bedeutung von *jemals* erscheint es L. 4.27; 5.33; 6.38; 31.11; 36.26.29; 41.33; 56.33; 58.34; 60.10; 64.33; 82.26; 85.8; 101.29; 110.24; zur Verstärkung des Pron.-Indef., mit dem die Demonstrativpartikel *sô* proclitisch verschmolzen ist, dient *ie* L. 7.28; 16.26:

Swâ ez *ie* wurde gesungen —
Swaz got mit der welta *ie*
— — — — — begie.

Zur Verstärkung des *iemer* dient es L. 12.3—4:

und *ie* der Missenære
derst *iemer* iuwer âne wân.

Zweimal ist *ie* mit *dar* und *er* verbunden und zwar L. 34.9 u. L. 52.33:

ie *dar* under fûllen wir die kâsten —
ie *dar* under bin ich gar betrogen.

Auch in diesem Falle wird das Adverb *dar* und *er* durch *ie* verstärkt, das übrigens hier, wie auch sonst häufig, mehr pleonastisch erscheint und unübersetzt bleibt. In Verbindung mit dem Comparativ findet sich *ie* bei Walther L. 91.3—4:

So ich *ie* mære zûhte hân
sô ich *ie* minre werdekeit bejage.

L. 118.31—32 bringt ein doppeltes *ie*, das einerseits den Gegensatz zu *nie* herstellt, andererseits das mit dem Positiv des Adverb verbundene *sô* verstärkt:

Ich ensach die guoten *ie*,
sô dicke, daz ich . . . des *ie* verbære,
Mirne spilten dougen *ie*.

Im Reimè erscheint es öfters, so L. 11.19; 16.26; 36.29; 95.24; 117.23; 118.32. — L. 5.33 bringt den Binnenreim *ie*—*begie*, der als Endreim L. 16.26 wiederkehrt.

Mittels des Präfixes *ie* entwickelt sich aus dem Subst. *wiht* das pronominale *ih*. Im mhd. ist *wiht* ein st. M. N.; bezüglich der Etym. dieses Wortes bemerkt Kluge: Wahrscheinlich ist die Bedeutung „persönliches Wesen, lebendes Wesen“ abgeleitet aus der Grundbedeutung „Ding, Sache“, für deren Vorgeschichte die verwandten Sprache nichts ergeben als aslov. *vesti* „Ding, Sache“, das mit germ. *wiht* — auf idg. *wekti* — beruht. Aus wiegen, wägen läßt sich die Sippe kaum begreifen. Von Menschen wird *wiht* ziemlich häufig gebraucht, seltener von Thieren, besonders aber von Dämonen und Kobolden. Der Wicht in Goethes Hochzeitslied die Wichtelmännchen des deutschen „Kinder- und Hausmärchens“ erinnern lebhaft an „daz edele kleine *wiht*, daz *wih*tel, daz *wih*teln der mittelhochdeutschen Sage und Dichtung oder an das des Puppenspiels oder an das *wih*tel = *mennelin* alter Chronisten. Ältere Formen des erwähnten Compositums sind *ewiht*, *iwih*t, *iuweht*, *iuwet*, *üwet*, *iuwit*, *iwit*, *iewit*, *ieweht*, *iewet*, *ieht*, *ieih*, *iet*, *iut*, *üt*, *ut* etc.

Die gewöhnliche mhd. Form ist jedoch *ih*t in der Bedeutung von irgend etwas, wenn es subst., von etwa, irgend, wenn es adv. gebraucht ist. In abhängigen Sätzen hat es auch die Bedeutung nicht. (Mhd. Wörerb. III. 652 fg., Lexer 1419; vgl. auch Graff Spr. III, 836. Bech in Birlingers Alemannia III. 74; Weinhold mhd. Gr. § 494).

*ih*t in MF. a) subst. in MF. 42.25: ob *rehtiu* stæte *ih*t müge gefromen; 50.32: lāze ich *ih*t durch die merkaere; 60.5: daz mir liebes *ih*t geschiet; 63.23: daz ich *ih*r *ih*t spreche ze leide; 81.1; und daz ich *ih*t mînes sanges genieze; 103.3: Hân ich *ih*t vriunt; 110.15: daz mir *ih*t mære kome; 119.3: hulfe ez mich *ih*t; 131.9—10: Der durch sine unsælkeit *iemer* arges *ih*t von ir gesage; 133.22: wær im *ih*t leit; 163.32—33: Wie mac mir *iemer* *ih*t so liep gesîn — dem ich sô lange unmare bin? 175.4; wirt mir sanfter *ih*t, ich rede och daz; 187.8; daz ers *ih*t genieze; 193.6: wie möhte ein wip dem *ih*t versagen; 195.5: wâ sach *ie* man sô guotes *ih*t? 206.7: er ist ein tump man, der *ih*t anders gert.

b) Adv. Acc. MF. 48.17 wie kunde in der gedienen *iet*; 67.4: siben jâr ê ich *ih*t spräche 114.18: ich hoffe des daz mîn reht *ih*t si sô guot; 153.19; ob er *ih*t pflege wunneclicher stæte; 174.20: des engiht si niht daz si daz *ih*t bestê.

c) negat.: 93.25: daz mîn dienst sô *ih*t si verlorn; 102.3—4: daz mich der minne bant — von sorgen lieze *ih*t frî; 175.5: daz mîn swære *ih*t müge ze herzen gân; 176.10: daz des *ih*t an mir verbê; 204.8—11: Sô si mit dem balle — tribet kindes spot, — daz *ih*t sêre valle — daz verbiete got.

d) (subst.) 180.19—25: Io engienc ir nie daz ich gesprach — alsô nâhen daz ez wære *ih*tes wert, sol mich daz verjagen daz ich si sach — unde ich ouch dar under *ih*tes hân gegert — daz ich solde hân verswigen — owê wie ist daz gedigen — unschöne!

Bei Walther: a) Subst.: L. 11.22: dem riche *ih*t zinses solte geben; 27.15: si prûevent in den arken niht, da ensi ouch *ih*t; 41.12: wer solt iu danne *iemer* *ih*t geklagen? 51.6: ob ich dir zihete mære si; 55.30: Nû wil ich schouwen ob du *ih*t tûgest; 58.22: ezn lebe nû nieman der *ih*t singe; 71.17: weist dû anders *ih*t? 71.26: het ich *ih*t liebers danne den lip; 74.35: wirt mirs *ih*t mër; 95.34: ob im sin liep *ih*t liebes tuot; 100.23: gêt mir an den *ih*t obe; 100.28 Swer ime *ih*t sol; 106.13: daz er mir biete wandels *ih*t; 116.1: Habe ir *ieman* *ih*t von mir gelogen; 121.13: kan ich ir denne gedienen *ih*t; 124.3: daz ich *ie* wände daz *ih*t wære, was daz *ih*t?

b) adv. Acc.: 11.17: ob ir der pffaffen ère iht geruochet; 26.26; und dà der unmåze nieman iht gedenket; 35.6: mirst vil unuòt daz ich durch handelunge iht verre striche; 97.10—11: daz ich der valschen ungetriuwen spot — von minner stæte iht müeze sin; 105.31—32: deich in mit lobe iht meine, — daz kan ich schöne wol bewarn.

c) neg. 13.34: und giht des einen, daz ez iht von herzen gè; 23.24: daz tugendlöser hërren werde iht mère; 24.31: daz an mir iht erwinde; 36.5: daz sin an der milte iht überhöhen wolten; 41.8: daz sis iht engè; 78.9: daz wir dar in iht valen; 88.29—30: daz dû mir iht sò sère — beswarest minen muot; 105.5: daz ez iht werde erwendet; 105.31: deich in mit lop iht meine; 121.8: Dazs an den siten iht irre var.

In keiner Beziehung zu iht steht eht, das als Adverb in der Bedeutung von bloß, nur schon vielfach vorkommt und aus ahd. ekkhoròdo, ekròdo, echeròdo (z. Adj. echeròdi = dünn, zart), echert zusammengezogen oder vielmehr verstümmelt ist.

Belege aus MF. 70.14 u. 19; 73.4; 193.18. Besonders beliebt ist eht bei Reimmar, der damit zumeist den Begriff eines einzelnen Wortes hervorhebt; vgl. MF. 150.8; 159.6.34; 162.23; 163.11; 177.17; 189.18; 190.10, ebenso bei Hartm. v. d. Aue: MF. 212.33 und bei Walther: L. 20.30; 21.8; 64.37; 89.29; 92.37.

Zu wände: 3. Pers. Sing. Praet. Ind. Act. d. schw. Verb wænen; ich wæne erscheint häufig parenthetisch: ich meine, vermuthl. halte dafür; ich wæne gehört zu den verbalen Redensarten mit adverbialer Bedeutung; andere Formen sind wâne ich, wæne ich und ohne Pronomen, dem Satze eingeschoben, wæne, wæn wie unser berichtigtes, österreichisch. „halt“, das aus halt ich hervorging. (Weinhold § 326, Grimm IV, 218 Mhd. Wörterb. 3.496 f.); bei Walther 22.30; 30.1; 34.20; 62.10.38; 111.21:

ich wæne si beide tōren sint.

von wîne? ich wæne er houbet sünde und schande zuo im winket.

ich wæn des silbers wenic kumet ze helfe in gotes lant.

ein klösenære, ob erz vertrüge? ich wæne, er nein.

ich wæn nie bezzer kleit gesach.

ich wæne daz gebende unglieche stât.

Dann 54.20: sò wæne ich mè beschowet hân.

Ferners 34.33: wæn aber mîn guoter klösenære klage und sère weine.

Das Ableitungswort wân findet sich L. 12.4; 14.17; 29.16; 33.31; 62.20; 65.33; 71.35; 77.11; 81.22; 92.10; 94.6; 95.18,23.27; 98.31; 99.16; 111.3; 116.7; 119.6; 120.37; und 122.38 — also, wie man sieht, an zahlreichen Stellen.

In der Bedeutung ‚Wahn‘ erscheint es nur L. 116.7; 120.37 u. 122.38. An zwei Stellen ist es mit zwîvel verbunden, nämlich L. 65.33 und 111.3:

In einem zwîvellichen wân

daz tuot zwîvelwân.

In beiden Fällen läßt es sich mit „schwankender Hoffnung“, oder wie Wilmanns will, mit „verzögernder Stimmung“ widergeben. ‚Hoffnung‘ schlechtweg bedeutet es L. 98.31 und 119.6, ebenso L. 185.8, wo es stets mit ‚wunsch‘ und L. 71.35; 94.6; 95.23, wo es mit ‚tröst‘, endlich L. 14.17; 92.10; 95.18, wo es mit ‚gedinge‘ synonym oder abwechselnd verbunden ist. Auch die häufigen Phrasen: âne wân oder sunder wân oder nâch wâne in der Bedeutung ‚gewiss, gewisslich‘ beziehungsweise ‚aufs Gerathewohl, aufs Ungewisse‘ auftritt, begegnen bei Walther öfters, u. zw. âne wân L. 12.4, sunder wân L. 77.11; 99.16; nâch wâne L. 18.14; 29.16; 33.31; 95.37; L. 81.32: und zihet doch ûf smæhen wân steht wân, wie auch Pfeiffer anmerkt, in der Bedeutung ‚Verdacht‘. Das abgeleitete wænen und namentlich auch die Praeteritalform wände ist bei Walther ebenfalls nicht selten. Als Beispiele mögen dienen L. 59.19; 60.1; 63.9; 60.23; 73.14; 95.20; 96.9; 124.3 u. 12.

In der Bedeutung ‚glauben‘ ohne Casus steht es: 60.1; 63.9; 69.23; mit dem Infinitiv 96.9. (wände); 59.19; 95.20 (wände mit dem Infinitiv); 124.12; (wände mit d. Acc.): 124.3.

Verwænen ohne Gen. aber refl. in der Bedeutung ‚gewärtigsein‘: L. 73.14. Noch ist auf L. 44.12 und L. 86.4: so guot ist si, als ich des wæne, wol —

hât ir, als ich mich verwæne.

hinzuwiesen; in beiden Fällen ist ein dem oben erwähnten wæn gleichartiger adverb. Modus vorhanden: es bedeutet daher einfach ‚hoffentlich, vermuthlich, nach Ansicht‘, so viel also wie L. 66.17: als ich erkenne (Wilmanns zu 44.12).

Bechstein sagt, dar nâch sei hier zugleich causal. und temporal.

Belege für diese Formen bei Walther: L. 10.2, gedæht wir dâ nâch, daz wir unser arebeit verlûren! Pfeiffer übersetzt das dâ nâch mit dem entsprechend; L. 17.3—5: Der milte lôn ist sò diu sât, — diu wûnneclie wider gât, — dâr nâch man si geworfen hât. Pfeiffer gibt dar nach durch je nachdem wieder.

L. 20.25—26: ja enist ez niht wan gotes hulde und ère, — dar nâch diu welt sò sère vihtet. Wilmanns übersetzt: Nun, wenn es Gottes Huld und Ehre ist, wonach man so eifrig ringt etc. das dar ist demnach hier relativ.

Bei Walther wird dâ gebraucht 1. demonstr. dâ, dort; a) allgem.: L. 6.36,38,40; 9.37; 18.34; 26.1; 27.15; 30.17; 32.15; 34.6; 38.5; 46.31; 55.23; 57.13 (dâ); 59.18; 63.7; 65.28; 66.16; 70.37; 75.27,35; 81.30; 84.13,21; 94.21,38; 95.6; 104.30; 104.35; 112.1; 114.27; 115.11; 117.23,26. b) nach dem pron. oder adv. die Rückziehung verstärkend: L. 3.24. c) im Beginne erklärender Sätze: L. 20.15. d) vor räumlichen praep. u. adv. e) unmittelbar verbunden L. 5.30; 6.23; 9.22; 10.30; 26.17; 28.24; 34.37; 53.21; 56.12; 61.11; 70.39; 79.26; 83.31; 84.4; 95.15; 101.34; 113.11. ß) durch andere Wörter getrennt; L. 6.37; 20.32; 34.26; 46.4; 66.12; 67.36; 83.37;

(da bi); 94.8; 96.26; 104.34. 2. relat. in der Bedeutung wo L. 16.10; 23.18; 41.6; 102.1—2; 29.25; 30.10; 32.8; 93.10,13; 42.26; 70.18; 94.19; 124.7. 3. dem. u. rel. vor räumlichen adverb. a) unmittelbar verbunden: L. 3.21,23; 5.11; 13.13; 102.30; 114.21. b) vom Adv. durch andere Wörter getrennt: L. 4.14; 5.1—3; 15.28; 39.3; 55.13; swā—dā: L. 6.31; 124.21 (swar—dā); danne dā: L. 42.3; dā mite: L. 7.39; 19.19; 57.26; 59.12; 60.29; 61.23; 98.25; 99.28,30; dā für: L. 56.8; dā näch: L. 10.2; dā von (causal): L. 23.7; 42.13; 50.10; 65.23; 68.1; 71.18; 85.33; dā her: L. 42.9; 84.22; 111.32; hie—dā: L. 55.28; dā—dā: L. 75.14—16; 116.9; da ensi: L. 27.15; 51.8; da enzwischen: L. 85.3; dar inne: L. 57.14; 27.16 (drinne); aldā: L. 94.14

Aus Walthers Liedern und Sprüchen erhellt folgender Gebrauch von dar: dār: L. 20.6; 23.9,36; 44.22; 49.18; 53.36; 55.16; 56.33; 57.35; 59.16; 60.36; 61.16; 62.21; 66.31; 78.37 (nū dar); 82.10; 82.13,23; 94.15; 96.8; 99.17; 103.25; 104.25; 115.29; dar dā: L. 23.18; 102.1—2 (dā dar); her-dar: L. 27.16; dar an: L. 14.16; 20.23; 21.29; 23.27 (dar ane); 86.24; 97.31; 125.1; dar abe: L. 21.5; dar inne: L. 57.14; dar in: 78.9; 87.27,30; dar-dannen: 16.2—3; dar under: L. 21.6; 34.9; (ie dar under): 43.35; 52.33.—67.23; 95.24; 98.8; 103.21; 113.32; 120.23; dar ūf: L. 8.6; 11.4; 85.15; dar für: L. 87.12—13; dar näch: L. 16.1; 17.5; 20.26; dar umbe: L. 10.4; 12.31; 29.32; 32.23; 44.20; 48.6; 50.30; 55.38; 67.19; 69.24; 71.33; 84.8; 95.33; 121.4; dar zuo: L. 13.6; 29.3; 35.22; 61.2; 72.33; 79.5,12; 125.3; dran: L. 31.10; dort (Adv. ahd. dorot aus darot Ableitung von dar): L. 16.21; 28.20; 29.22; 33.20; 43.8; 77.14; 78.1,21; 124.33; dort-hie: L. 13.32; 20.29; 30.22; 33.29; 37.27; 53.34,38; 93.32,37; 105.19.

Bei Walther findet sich näch 1. Als Adverb in der Bedeutung nahe, beinahe: vil näch: L. 47.2; 101.7; 2. räumlich und zeitlich bei Demonstr. Relat. Adv.: L. 57.22; 117.10; 124.4; 3. als Praepos. a) räumlich das Streben, die Richtung wohin: 113.27; b) bildlich das Verlangen, die Erwartung: L. 28.12; 42.14; 47.6,9; 49.36; 61.7; 82.4; 85.29; 91.28; 105.12; 112.12; 114.35; c) zeitlich die Folge: L. 28.29; d) modal das Vorbild, die Art und Weise bezeichnend: L. 19.34,37; 26.33; 29.16; 33.31; 35.34; 36.4,10; 42.20; 65.30; 71.3; MF. 152.25; L. 73.30; 81.2.5; 85.12; 95.27; 101.32,36; 109.25; 121.11; 123.30; 4. als Praepos.-Adv. bei Zeitw.: L. 50.4; 70.9.

Bei Walther kommt das Verb slāfen öfters vor, so L. 31.16: sol ichz (guot) alsō gewinnen, sō ganc slāfen, hōvescher muot, wo es bildlich gebraucht ist. L. 39.6: Mōhte ich verslāfen des winters zit! L. 101.27: nū slāf und habe gemach, wo es wieder in figurlichem Sinne steht. Wilm. citiert zu diesem Verse Neidhart 20.22: wer hāt iuch berobet der sinne gar? slāfet.

L. 101.27 gehört dem vielberegten Spruch Selbwhaen kint dū bist ze krump an, von dem Wilmanns sagt, er beziehe sich mit andern Sprüchen vielleicht auf das Regiment des jungen Königs Heinrich, und in der Anmerkung zu 101.30 fragt er: War Walther öffentlich für den jungen König eingetreten?

Die Antwort darauf lautet kurz und bündig: Nein! Wir besitzen überhaupt keinen Spruch, der nur halbwegs erwiesener Maßen über die Spruchreihe L. 10.1—11.5 und 84.14—85.24 hinausreicht. Ich halte die Beziehung dieses und anderer Sprüche dieses Tones auf Heinrich zwar für etwas weniger unglücklich, als die ältere auf König Philipp, aber in vielem Betracht auch für unglücklich genug, da irgend ein Verhältnis Walthers zu Heinrich nicht nur unerwiesen, sondern auch im höchsten Grade unwahrscheinlich ist. Man müsste tatsächlich das alberne Märchen von der paedagogischen Thätigkeit Walthers neu aufwärmen, um zu solchem Resultat zu gelangen. Wir wissen positiv, dass Walther mit dem Hofe im 3. Jahrzehnt des 13. Jahrh. nur in einem sehr losen Zusammenhang steht, wie L. 84.14 beweist, und es liegt nicht der geringste Anschein vor, dass sich dieses Verhältnis nach dem Jahre 1226 irgend geändert hätte.

Walther nahm seit den 20er Jahren des 13. Jahrh. als Sänger eine autoritäre Stellung, einen ersten Platz ein und zwar unter Zustimmung der Sangesgenossen wie des Volkes, eine Stellung, die in ihrer Vornehmheit sanctioniert wurde von den fürstlichen Gönnern des Minnesangs, von Kaiser und Kanzler. Was Walther in einer früheren Lebensperiode gesungen und was damals eine Täuschung war: mich hāt daz rīche und ouch diu krōne an sich genomen, in dieser Zeit hat es sich erfüllt. Seltener ertönt die Harfe des greisen, ruhebedürftigen Sängers, aber wenn er sie rührt, steht sie in des Kaisers Dienste für die mächtigsten Ideen, die ihn, das Reich und die Zeit bewegen: Die Abwehr der päpstlichen Ansprüche, die Einheit und Machtstellung des Reiches und die Kreuzzugsangelegenheit.

Die Sprüche 101.23 fg. in die letzte Lebensperiode Walthers zu setzen, widerstrebt mir. Ich denke, sie gehören der vielleicht traurigsten Zeit in Walthers Leben an, wo er, mit dem Meißner zerfallen, auf Otto eine, wie wir wissen, eitle Hoffnung setzte. Diese Zeit, fand ihren Abschluss durch Walthers Aufnahme an Hermanns Musenhof, die er gleich begeistert begrüßt, wie weiland die bei König Philipp nach dem Verluste des Wiener Hofes (L. 19.29). Ob sich L. 101.15 auf Dietrich von Meißen beziehen lässt? Die besonders herbe Art des Spruches wäre als Gegensatz zu Walthers Lob, das der Meißner zu Schanden werden ließ, genugsam erklärt.

Zu und: Bezüglich der Bedeutung erscheint unde, und außer als einfache Copula bei Walther 1. im Anfange des Hauptsatzes, z. B. L. 12.3. 2. nach einem Zwischensatze, den unterbrochenen Hauptsatz fortführend L. 13.34; 50.33. 3. den Rest des Gleichartigen zusammenfassend in der Bedeutung und sonst, und überhaupt: L. 3.19; 41.27; 100.22. 4. adversativ, in der Bedeutung und doch, aber auch, indessen, gleichwol: L. 7.12; 9.11; 33.35; 40.33—34; 60.4. 5. erklärend: und zwar, nämlich: L. 6.40. 6. vor Nachsätzen, vor Fragen und bedingenden Sätzen: L. 6.5; 20.14; 21.6; 22.37; 23.3; 29.24; 31.8; 42.17; 54.35; 71.14; 82.14,19,34. 7. beide — unde 27.5; 28.16 etc. 8. Häufung des und (Polysyndeton): L. 3.16—19; 8.20—21,31—34; 16.11—12; 17.10; 29.31; 61.24; 84.23; 102.27 etc. 9. und ouch: 3.22,28; 4.34; 5.40; 15.1; 19.25,36; 21.3; 22.29; 26.14; 31.5 etc. 10. und doch: 14.7; 24.28; 27.3; 81.22 etc.

Zu enweiz: bestehend aus en und weiz. Das negative proclitische en für ne ist nicht auf dem Wege der Metathesis entstanden, sondern entwickelte sich im 11. Jahrhundert aus dem proclitischen n für ne vor Vocal, zunächst in dem besonders häufig auftretenden enist. Ungefähr seit der Mitte des 12. Jahrhunderts findet sich dieses en bereits vor consonantischem Anlaut, wobei das vorausgehende Wort in der Regel consonantisch schliesst; allein nicht gar so selten erscheint en auch nach einem Vocal (Grimm Gr. III, 711. Mhd. Wb. II, 1.30. Weinhold § 215).

Aus Walthers Dichtungen ergeben sich folgende Belege: 1. en nach consonantischem Schluss: L. 22.7: niht enwil; L. 23.20: geburt enkumt; L. 23.34: des enwas; 25.6: mich enminnet; 27.3: niht enwahset; 27.8: des enkan; 32.23: niht engap; 35.12: er enwil; 37.21: noch entsprach; 41.31: und enhabe; 42.5: niht enhân; 42.27: des ennein; 42.32: niht enleben; 43.19: ich enkan; 45.9: niht entobet; 45.13: des enhaben; 45.17: niht ennidet; 45.31: er engap; 46.35: der endarf; 47.29: mich enhabe; 50.34: baz emmügest; 57.10: ich enkan; 64.22: noch ensol; 66.4: er enwizze; 71.29: niht enhân; 72.5: mir enfremdet; 73.1: mich enwil; 73.27: ich enkan; 79.21: er enhabe; 81.17: niht enst; 83.18: niht enkan; 83.19: niht enwirret; 86.14: lip entouc; 90.19: daz enheret; 91.24: niht ennint; 93.6: niht entobet; 93.7: niht engert; 93.25: ich en weiz; 94.37: troum enwart; 96.10: niht enlebe; 97.8: noch enist; 97.30: und enhân; 103.2: im enwirret; 103.9: der enruochet; 104.27: niht enkan; 105.22: dûf ennoht; 110.17: niht enkan; 112.24: niht enmac; 112.27: des enmac; 112.28: ez enwil; 113.8: ir engebt; 113.34: dem enmag ich; 114.24 niht ensungen; 117.25: sûs enweiz; 118.14: daz entræstet; 118.30: ich ensach; 119.5: daz enkunde; 120.36: niht enkan; 120.37: mich entriège; 124.4: und enweiz. 2. en nach vocalischem Schluss: L. 9.4: si endûhten; 27.15; 51.8: da ensi; 28.32: nû enfûhrte; 31.15: menege enruochet; 31.22: du enbist; 40.12: nu enwelle got; 47.4: ummâze enlât; 51.9: Minne entouc; 55.37: Da enkan; 60.13; du ensolt; 63.13: sô enruoche; 66.10: si entuot; 66.30: nu enwirt; 69.6: so enheizet; 69.13: sô enkans; 72.2: so enwirde; 74.13: ja enwirde; 74.15: si enküsse; 74.17: si enheiles; 80.18: selbe enhabe; 89.11: sô enkumt; 96.39: diu liebe en underwinde ir sich; 102.7: so enwirt; 112.30: so ensol; 113.7: Frowe, enlât; 114.2: sô enhulfe. 3. zu Anfang des Satzes: L. 43.11.

Erläuterungen und Nachträge.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Lenau.

1. Mit der oft gebrauchten Phrase vom „modernen Heiden“ ist das Urtheil über das religiöse Bekenntnis Goethes nicht abgethan, ja, ich möchte behaupten, nicht einmal berührt. Das deutsche Volk hat einen tief religiösen Charakter; darauf weist schon seine große historische Mission, die es zum Träger und Verbreiter des Christenthums werden ließ. Und wie sollte daher der größte Dichter deutscher Nation bar sein jener spezifisch christlichen Auffassung, die das geistige und sittliche Rückgrat unseres Volkes, die Quelle seiner Kraft und seines Ruhmes wurde? Es kann hier nicht der Platz sein, die Anfechtung des religiösen Geistes des großen Dichters, wie sie ein oberflächlicher Elektizismus aus seinem Leben und Dichten herausgeholt hat, zu bekämpfen, es genügt die Lectüre seiner Autobiographie und der Hinweis auf den gewaltigen Einfluss, den die Bibel mit ihren herrlichen Charakteren und ihrer ewigen Poesie auf Goethe und seine Werke ausgeübt hat, um eine so übel berathene Kritik auf das Maß ihres Wertes zurückzuführen. Nun lässt es sich dagegen allerdings auch keineswegs läugnen, dass der einstige, naive Glaube, der die großen Geister des Mittelalters erhob und beseligte, als dessen letzter großer Bekenner Dante Alighieri erscheint, längst entwichen und durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts nicht nur verändert, sondern geradezu zerstört worden war. An seiner Stelle war ein schaler, kalter Rationalismus getreten, der am wenigsten geeignet war, Herz und Gemüth zu befreien, zu befriedigen. Vom Rationalismus fort warf man sich mit flehender Geberde in die Arme der Mutter Natur und suchte hier Trost und Rettung vorbarer Verzweiflung. Rousseau ist der erste Apostel dieses neuen Evangeliums, Werther ihr erstes Opfer, Faust ihr erster Satyriker geworden. Goethe selbst hat übrigens die von der Natur erstrebte Wirkung mit den bekannten Worten geläugnet: Nur was du in die Natur hineinträgst, wirst du in ihr finden —

der bettelarme Rationalismus, der selbst nichts besaß, was konnte oder sollte er wohl in die Natur hineinbringen, um sie zu einer Gegengabe zu bestimmen?

Über „Goethe's Verhältnis zu religiösen Fragen“ bietet der Literaturhistoriker Josef Bayer, dem wir auch einen schätzenswerten Überblick über die Literatur „Von Gottsched bis Schiller“ verdanken, zusammenfassende und im Wesentlichen zutreffende Wahrnehmungen. Vielleicht in kürzester Form ist die Goethe eigenthümliche religiöse Anschauung in dem Gespräche niedergelegt, das dem Sterbejahre Goethes entstammt und das hier eine Stelle finden mag: „Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, Christo anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princip's der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbeute in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe.“

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muss sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen.“

„Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, dass endlich Alles nur Eines ist Man wird sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bisschen so oder so im äusseren Cultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Dann werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthume des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthume der Gesinnung und That kommen.“

Schließlich sei noch auf ein äusserliches Moment im Verhältnis von Dante's göttlicher Komödie zu Goethes Faust hingewiesen. Am Schlusse des „Vorspieles“ sagt der Director:

So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt, mit bedächt'ger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!

Die beiden gewaltigen Dichtungen schlagen also ungefähr den umgekehrten Weg ein und erreichen nach mühevoller Wanderung und peinlichem Streben das entgegengesetzte Ziel, das übrigens für den Faust schon durch die Einrichtung der „Mysterienbühne“ gegeben war.

Über die religiös-kirchliche Bedeutung von Goethe's Faust hat in neuester Zeit ein Superintendent a. d. C. E. Cludius besonders anmuthende Einfälle gehabt. Darnach ist Goethe eine Art protestantischer Dante und sein Faust ein Gnadengeschenk, das die Vorsehung der evangelischen Kirche bescheerte, um sie zu Ungunsten der „römischen Hierarchie“ zu verherrlichen! Wie der „Geheimrath“ gelegentlich über Dante urtheilt, zeigt übrigens einer seiner frostigsten Ex cathedra-Sprüche:

Modergrün aus Dante's Hölle
Bannet fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß!

Die „Zwei-Seelentheorie“ macht sich bei Goethe in der verschiedensten Art bemerkbar. Hinsichtlich seines Christenthums lässt sich eben auch auf ihn jene berühmte Stelle im Briefe Jakobi I, 6,8 anwenden: „Wer da zweifelt, der ist gleich der Meereswoge, die vom Winde getrieben und bewegt wird. Solcher Mensch denkt nicht, dass er etwas vom Herrn empfangen werde.“

Ein Zweifler ist unbeständig in allem seinen Wesen.*) Goethe hat sich oft in seinem Leben als Christ constituirt, um dann wieder das Christenthum auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Zu dem unpraktischen Idealismus der Aufklärung, der um fragwürdiger Principien willen das Christenthum muthwillig von sich stieß, hat sich Goethe jedoch niemals verstanden, ebensowenig zu einem constitutionellen Christus, wie ihn der reichsdeutsche Freisinn neben einem constitutionellen König haben möchte — natürlich in seinem Sinne. Der „Freisinn“ hüben und drüben hat übrigens an sich selbst die Wahrheit eines Lenau'schen Wortes erfahren müssen:

Je höher sich der Teufel waget,
Je bald' er seine Leiter bricht!

Goethe steht eben nicht auf den Zinnen der Partei, sondern auf den Zinnen der Menschheit, darum bringt er allem Großen und Erhabenen, zu dem die Menschheit irgend gelangt ist, Verehrung und Bewunderung entgegen. Dass Stimmung und Laune auch ihn beeinflussten, ist natürlich, weshalb einzelnen seiner Äußerungen kein sonderliches Gewicht beigemessen werden darf, sondern stets muss man den Blick auf das Ganze seines Lebens und seiner Dichtung gerichtet halten. Wer das thut, der kommt zum Resultat, zu dem er selbst gelangt ist — Ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein.

2. Wilmanns spricht ‚Leben‘ 255, freilich nur auf Vermuthungen sich stützend, fast eine gegentheilige Ansicht aus, allein er vermag zum Beweise hiefür nur Walthers religiöse Kenntnisse anzuführen, soweit sie aus den Gedichten hervortreten. Diese Kenntnisse sind aber recht allgemeiner, um nicht zu sagen, primitiver Natur; seine Bildung, soweit er eine solche verräth, dankt er außer dem gewöhnlichen Jugendunterrichte — Welt und Leben. Von gelehrter Bildung finde ich in Walther's Dichtung wenig, im Gegentheil deutet manche naive Umschreibung biblischer Stellen und theologischer Thesen auf die Quelle dieser Kenntnisse lebhaft hin, nämlich auf die allgemeine — „Christenlehre.“ L. 55.35 fg.: Frô Sælde teilet umbe sich kann vielleicht zur Ergänzung dessen herangezogen werden, was man Walther an Bildung auf Grund seiner Dichtung zuzemessen kann. Es ist freilich das hier behandelte Thema ein, wie es scheint, ziemlich geläufiges; vor allem tritt es uns aber in „Flos und Blankflos“, sowie im Florimont des Aimé de Varennes entgegen, wo es heißt: Fortuna dreht die ganze Welt; den einen macht sie reich, den andern arm, und ein Narr ist, wer auf sie baut etc. etc. Diese und ähnliche Dichtungen weisen durchweg auf griechische Novellen zurück, die dieses Thema der Antike entlehnten. Ob Walther es direct der byzantinischen Novelle entnommen hat? Und ist L. 102,28: noch klagte ich gerne më eine Reminiscenz der byzantinischen Novelle „Rodanthe und Dosikles“ des Theodoros Prodromus, der zwischen 1143 und 1180 lebte? In derselben begegnet als Redeübergang ständig: so viel sagte Dosikles und vielleicht auch etwas mehr. Auch Wilmanns denkt sich den Halbvers so und will L. 124.1 oder 13.5 anschließen.

Und darf etwa L. 36.11 fg.: Ir fürsten, tugendet iwer sinne mit reiner güete unmittelbar auf Seneca De clementia bezogen werden? Oder haben Walther diese und andere ethische Ideen, wie sie in zahlreichen Sprüchen, die eine specielle Beziehung ausschließen, vorkommen, zeitgenössische Dichter vermittelt? Ein solcher wäre z. B. der phaphe Wernhêre, von Elmendorf der capelan. Vergleicht man das Lehrgedicht Wernhers von Elmendorf mit Walthers Spruchdichtung, so findet man Parallelstellen in Fülle; ihr Auftreten würde jedoch hinreichend durch Gleichartigkeit des — „Schulbuches“

*) Was Goethe mit dem nicht allzu geschmackvollen Hinweis auf die Reliquienverehrung meint, ist man gewohnt als „Materialisierung der Religion“ zu bezeichnen — doch möchte der wegwerfenden Art seiner Bemerkung wohl entgegengehalten werden, dass es auch eine profane Reliquienverehrung gibt und den allenfallsigen Ausschreitungen jener, die der großen Menge zur Last fallen, steht die Manie dieser gegenüber, die der geistigen Elite aufs Kerbholz geschrieben sind. Und beiden befindet sich gegenüber die lieblose Pietät, die an heiligen und profanen Überresten bedeutender Art gefühllos und kalt vorüberschreitet.

erklärt.*) Gab es doch Sentenzensammlungen, die zum Theil derartige Kenntnisse vermittelten (vgl. ZfdA. XXX, 30); in jedem Falle steht aber unbedingt fest, dass die Bildung Walthers von der Dantes sehr weit entfernt war.

Wenn übrigens Wilmanns dem Zeitalter Walthers, wie ich schon hervorhob, mit Recht den Vorwurf der Barbarei machte, so ist ein solcher auch Dantes Zeitalter zutheil geworden. Francesco de Sanctis sagt nämlich Stor. let. I, pag. 179: „Wenn Dante in das Reich der Todten eintritt, bringt er dorthin alle Leidenschaften der Lebendigen und zieht die ganze Erde nach sich. Er vergisst, dass er nur ein Symbol oder eine allegorische Figur ist, und wird Dante, die machtvollste Individualität jener Zeit, in welcher die ganze Existenz zusammengedrängt ist, wie sie damals war, mit ihren Abstractionen, ihren Ekstasen, ihren stürmischen Leidenschaften, ihrer Cultur und ihrer Barbarei.“

Und an einer andern Stelle (p. 187) sagt derselbe geistreiche Literaturhistoriker: (Die Hölle) „ist die Darstellung der Barbarei in der blühenden Fülle der Leidenschaft, dem Überströmen des Lebens, und Dante selbst ist ein Barbar, ein heroischer Barbar, hochmüthig, rachsüchtig, voller Leidenschaft, eine freie und energische Natur.“ (Die lebendige Begründung dieser Ideen hat de Sanctis in dem schönen Saggio „Dante“ durchzuführen versucht.)

In ähnlicher Weise urtheilen über dieses Zeitalter auch andere Schriftsteller. Als einzelnes Beispiel citiere ich Adolf Kressner „über den epischen Charakter der Sprache Ville-Hardouins“ (Herrigs Arch. 57.2): Auch die französische Epopöe im Mittelalter trägt den Charakter der Zeit, in der sie blühte, d. h. des 12. und 13. Jahrh., Jahrhunderte voller Roheit und Wildheit, Unwissenheit und Barbarismus, zu gleicher Zeit aber voller Religiosität und höfischen Wesens, Tapferkeit und Kühnheit, bewunderungswürdig selbst in ihrer Naivetät.

3. Der XXVII. Gesang des Paradieses beginnt mit einem Hochgesang auf die Dreifaltigkeit:

Dem Vater, Sohn und heil'gem Geiste brachte
Das ganze Paradies ein Loblied hier,
So dass der süße Sang mich trunken machte.
Das, was ich sah, erschien vor meinen Blicken
Ein Weltallslächeln; Trunkenheit kam mir
Durchs Ohr und Auge in Entzücken;
O Wonne! o unennbar süße Freude,
Vollkomm'nes Sein, an Lieb und Frieden klar,
O sich'rer Reichthum, frei von jedem Neide!

Die Anbetung der hl. Dreifaltigkeit, beziehungsweise die Anflehung derselben um Hilfe ist der mittelalterlichen Poesie überhaupt eigen und begegnet auch noch in Tassos La Gerus. liber. XI, 7.

Zu Seite 13—14: Wilmanns hat im ‚Leben‘ (S. 114—116) das Verhältnis Walthers zu Papst und Clerus in so objectiver und zutreffender Art erläutert, dass ich mich begnüge, statt mit eigenen Worten Walthers Polemik gegenüberzutreten, diese hochbedeutsame Stelle wiederzugeben:

„Wo Walther den Papst angreift, da beklagt er die Bischöfe und die edelen Pfaffen, dass sie sich von ihm hätten verleiten lassen (33.1). In andern Sprüchen wendet er sich gegen die Geistlichkeit insgesamt (33.31, 34.24). Mit Hohn weist er auf ihre Forderung, dass die Laien ihren Worten folgen sollten, nicht ihren Werken; sie hätten sich dem Sündenleben ergeben und versagten den Laien gutes Beispiel. — Auch hiermit sagt Walther nichts anderes, als was Innocenz selbst beklagt und rügt. In der langen Rede, mit der er die Kirchenversammlung eröffnete, heisst es: „Alle Verderbnis im Volke geht zunächst und vorzugsweise von den Geistlichen aus; denn wenn der geweihte Priester sündigt, so verleitet er auch das Volk zur Sünde; und wenn jener nicht Vorbild der Tugend, sondern Vorgänger in Lüsten ist, so

*) Vgl. auch Wilmanns ‚Leben‘ S. 419, Anmerk. 447; Steinmeyers ADB 6.59 Vermuthung der Quelle Wernhers, über die dann Schönbach kurz und bündig und im Wesentlichen abschliessend ZfdA. 34.55—75 gehandelt hat.

wird auch das Volk zu Ungerechtigkeiten und Schandthaten hingerissen. Daher entschuldigen sich die Laien, sobald man ihnen über ihren Wandel Vorwürfe macht und sprechen: soll der Sohn nicht thun, was er der Vater thun sieht? oder genügt es nicht, wenn der Schüler dem Lehrer gleich ist? Daher geht der wahre Glaube zu Grunde, die Religion wird entstellt, die Freiheit zerstört, die Gerechtigkeit mit Füßen getreten; daher wachsen die Ketzer empor; daher wüten die Ungetreuen; daher siegen die Ungläubigen.“ Der Papst und der Sänger, beide sagen im wesentlichen dasselbe, aber in sehr verschiedener Absicht. Der Papst sprach so in einer Versammlung von Geistlichen, Walther rief seinen Spruch hinaus in die erregte Menge; der Papst straft die Übeln und sucht die Gebrechen der Kirche zu heilen, der Dichter will ihre Autorität ruinieren; der Papst ist, wie es der Würde seiner Stellung entspricht, bemüht für das Wohl der Menschheit, der Dichter kennt nur den Parteizweck und nur vom Parteistandpunkt erscheint sein Verhalten zweckmäßig und richtig.

Heftiger noch greift Walther im zweiten Spruch (34,24) die Geistlichkeit mitsammt dem Papst an.

Wenn er dort auf den Widerspruch zwischen Worten und Werken aufmerksam machte, so hebt er hier die Harmonie zwischen beiden hervor; jetzt sei beides verkehrt, Worte und Werke. Der Papst selbst mehre den Unglauben und ein Wunder sei es, wenn noch ein Herz auf dem rechten Wege bleibe. — Mit diesem Vorwurfe der Ketzerei war der Gipfel erreicht.

In allem, darf man annehmen, spricht Walther nicht nur die eigene Gesinnung aus, sondern die Anschauungen der Gesellschaft, in der er sich bewegte, und namentlich die seines Herren und Kaisers. Man traute Otto die Absicht zu, durch eine umfassende Reduction der Kirchengüter die Geistlichkeit politisch und gesellschaftlich um einige Stufen herunter zu drücken, seine eignen Machtmittel und Einkünfte aber bedeutend zu verstärken. Der Hofkanzler Bischof Konrad von Speier soll nach seiner Rückkehr aus Italien öffentlich in Mainz die auf eine solche Beraubung der Kirchen abzielenden Pläne des Kaisers als die Ursache seiner Loslösung von ihm bezeichnet, die Wahrheit seiner Enthüllungen durch einen Eid bekräftigt haben. Man verbreitete sogar einen Brief unter dem Namen des Kaisers, in welchem er solche Pläne offen aussprach, und schon auf dem Fürstentage zu Naumburg wurde ihm vorgeworfen, dass er unter hohnvoller Missachtung kirchlicher Würden die Erzbischöfe einfach Kleriker, die Äbte Mönche, ehrwürdige Frauen Weiber genannt und alle, die nach Gottes Willen geehrt werden sollten, entehrt habe. So erhält auch in einem Liede Walthers der Abt von Tegernsee nur den Titel Mönch (104.32).

In diesem Kampf des Sängers gegen Rom sind noch einige negative Punkte von Interesse. Zunächst der, dass Walther sich nirgends an dem Dogma vergreift; selbst das Recht und die Wirksamkeit des Bannes zieht er nirgends in Frage, sei es, dass er selbst nie von Zweifeln dieser Art gequält wurde, sei es, dass er vorsichtig genug war, sie nicht auszusprechen (???). Mit den Ketzern, die gerade in diesen Jahren auch in Deutschland sich zu regen anfiengen, hat er keinerlei Gemeinschaft; nirgends findet man bei ihm ein Wort für oder wider sie. Ja vielleicht darf man annehmen, dass er den Leich, der in diese Jahre zu gehören scheint, dichtete, um in dem bitteren Kampf gegen die augenblicklichen Machthaber der Kirche doch keinen Zweifel an seiner frommen christlichen Gesinnung zu lassen.“

Und als Ergänzung zu diesen Ausführungen bemerkt Wilmanns a. a. O. S. 251: „Walthers Sprüche sind Erklärungen einer Partei, mit dem Eifer der Parteileidenschaft vorgetragen. Das sollte man anerkennen, auch wenn man den Zielen dieser Partei die vollste Sympathie zuwendet. Noch weniger darf man den Sänger als Vorläufer der Reformation ansehen; alle geistlichen Rechte, welche die Kirche für sich in Anspruch nahm, vom Bann bis zur Verwaltung des Schatzes überzähliger guter Werke erkannte er an.“

Auch Dante ist oftmals und mit Recht hinsichtlich dieses Verhältnisses einerseits angeklagt und andererseits bezüglich seiner Strenggläubigkeit verteidigt worden. Ein neuer Dantebiograph streng katholischer Richtung bemerkt: „Am wenigsten berechtigten einige scharfe Urtheile über kirchliche Würdenträger, welche viel weniger den Personen, als der Rolle gelten, die sie typisch vertreten, unseren Dichter der Feindseligkeit gegen die katholische Kirche oder mangelnder Rechtgläubigkeit zu zeihen. Wir Katholiken haben in der That keinen Dichter, der in gleichem Grade Begeisterung für die kennzeichnendsten Lehren und Anstalten der Kirche und philosophisch-theologische Schärfe in Behandlung der erhabensten Wahrheiten und Geheimnisse mit so echt poetischer Gestaltungskraft verbände. Wer immer in Dante einen Empörer gegen Kirche und Glauben, einen stolzen Freigeist oder einen häretischen Reformator sehen möchte, schreibe nur ebenso schön über die Braut Christi, über die Macht und Würde der Gottesmutter, über die evangelische Armut eines Franciscus und eines Dominicus; bringe theoretisch und praktisch die Vernunft und die Wissenschaft in ebenso strenge Abhängigkeit von Autorität und Glauben, präge den ethischen und religiösen Charakter einem großen Dichtwerke ebenso unverkennbar als Daseins- und Lebensform auf, lebe sich mit gleichem Interesse in scholastische Wissenschaft und in die großen Gedanken des Mittelalters ein, richte mit gleicher Objectivität über Freund und Feind — und wir wollen auch ihm es nachsehen, wenn er mit ebenso scharfer Unterscheidung von Person und Amt über einige Päpste, ob auch mit Unrecht, den Stab bricht.“

Und gewiss! Dante steht völlig im Banne der Autorität, der kirchlichen und der kaiserlichen, der socialen und der wissenschaftlichen. Erst mit seinem jüngern Zeitgenossen Petrarca beginnt eine neue Zeit heranzudämmern, in deren Hintergrunde die Verläugnung jeder Autorität schlummert. Dante fordert mit mächtiger Stimme das Aufgeben persönlicher und localer Interessen zu Gunsten des idealen Wohles der Gesamtheit, die Folgezeit bringt allmählig den trivialen Gedanken zur Geltung: Jeder ist sich selbst der nächste!

Zu S. 15: Lud. Ariosto's „Rasender Roland“ III, 26.31—33:

Hier kam ein wildes Thier, das Furcht und Grauen
Erregen musst', aus einem Wald gerannt.
Es ließ die langen Eselohren schauen,
Kopf, Zähne waren mit dem Wolf verwandt.
Sonst schien's ein Fuchs, doch hatt' es Löwenklauen.
Italien, Spanien, Frankreich, Engelland,
Europa, Asien, sammt der ganzen Erde,
Durchstreift es rasch mit grässlicher Gebärde.

Viel Leute hat's verwundet und erschlagen,
Vom niedern Volk und von der Großen Zahl;
Viel mehr das Schlimmste hatten zu ertragen
Die Kön'ge, Fürsten, Herren allzumal.
Noch ärger schiens den röm'schen Hof zu plagen;
Dort tödtet' es so Papst als Cardinal.
Es hatte Peters schönen Sitz geschändet
Und Ärgernis dem Glauben zugewendet.

Es scheint, als müsse Wall und Mauer beben,
Kaum angerührt von diesem grausen Thier,
Ihm müssen Burg und Festung sich ergeben,
Und keine Stadt erwehrt sich seiner Gier.
Zu Götterehre scheint sich's zu erheben,
Vom dummen Pöbel angebetet schier.
Es thut sogar, als ob in seinen Händen
Die Höll- und Himmelschlüssel sich befänden.

Man hat das Thier auf die Habsucht oder den Aberglauben gedeutet; dass nur jene gemeint ist, beweist der Vergleich mit Walther und Dante.

5. Wie ungerecht Walther den Papst in dieser Beziehung anklagt, erweisen Wilmanns' Ausführungen im „Leben“ p. 122, wo er sagt: Innocenz hatte die Befreiung des gelobten Landes von jeher mit besonderm Eifer be-

trieben. Zwei Dinge, hatte er bei der Berufung des großen Concils gesagt, lägen ihm besonders am Herzen: Die gesammte Verbesserung der Kirche und die Befreiung des heil. Landes; und seinem Willen gemäß fasste die Versammlung den Beschluss, dass die Theilnehmer des schon 1213 ausgeschriebenen allgemeinen Kreuzzuges sich am 1. Juni 1217 in Brindisi und Messina versammeln sollten. Der Papst selber wollte das Unternehmen in seine besondere Obhut nehmen und versprach die Einschiffung zu leiten. Um den Frieden in der Lombardei herzustellen, vor allem den Krieg zwischen Venedig, Pisa und Genua beizulegen und den Kreuzfahrern die Straßen zu Wasser und Lande zu sichern, machte er sich im Frühjahre 1216 selbst nach dem Norden auf; im Mai kam er nach Perugia, hier ergriff ihn ein Fieber, dem er am 16. Juli erlag (dazu die Anmerkungen 236—238). Aber das Unternehmen sollte darum keinen Aufschub erleiden; der Papst Honorius verfolgte das Ziel seines Vorgängers mit nicht geringerm Eifer, und seit dem März 1217 setzten die Kreuzfahrer sich in Bewegung (dazu Anm. 239).

Andererseits lässt sich aber doch auch nicht verkennen, dass sich in der Kreuzzugsangelegenheit eine Rivalität zwischen Papstthum und Kaiserthum herausbildete. Im dritten Kreuzzuge erscheint in der mächtigen Helden-gestalt Friedrich Barbarossas die Führung des Kreuzzuges noch als das höchste und glanzvollste Attribut des Kaiserthums. Papst Innocenz III. ringt nun aber auch in dieser Hinsicht um das Principat und gegen diese Bestrebungen des Papstthums richten sich offenkundig Walthers offene und verleckte Angriffe; es ist dies ein Umstand, den Wilmanns in dem löblichen Bestreben, möglichst objectiv zu sein, entweder übersehen oder zu wüthigen unterlassen hat.

Mit welch glühender Begeisterung auch noch Dante für die Idee des Kreuzzuges erfüllt war, beweist wohl vor allem die herrliche Schilderung der Kreuzeshelden auf dem Mars im 14. und den nächstfolgenden Gesängen des Paradieses. In ihrer Durchführung erblickt der Dichter das zweite, ruhmvolle Martyrium der Kirche, durch das sie die Welt sich erobert und in ihren Grundfesten so herrlich und glorreich gefestigt worden war. Die Kreuzzüge sind ihm die edelste Blüte der mittelalterlichen Kirche und von ihnen erhofft er das großartigste Fundament des Imperiums, die Einigung der Christenheit und die Bezwingung der Heidenschaft.

Und hier ist es zum ersten und einzigen Male, dass Dante eines seiner Vorfahren gedenkt — über alle schweigt er, nur den Cacciaguida, seinen Uurgroßvater, nennt er, ihn, der als Kreuzesheld auf dem zweiten Kreuzzuge den Tod fand.

Besonders herrlich ist die Scene, wo Dante schildert, wie der Glanz, der von den Kreuzeshelden ausgeht, Streifen bildet, die einander durchschneiden, wodurch die Kreuzesform entsteht, wie eine solche sich ergibt, wenn man die Theilungspunkte der Quadranten eines Kreises mit geraden Linien verbindet; die Streifen selbst vergleicht er mit der Milchstraße.

Zu S. 17: „Heimat und Wiener Hof“: In durchaus sachlicher, ruhiger und recht ansprechender Weise hat diese Frage J. E. Wackernell in der Rec. v. Wilm. „Leben Walthers“ ZfdPh. 14.483—487 erörtert.

6. Ich möchte dabei vergleichsweise an jene Stelle in Dante's purgatorio XXIV, 51 fg. erinnern, wo Buonagiunta dem Dichter die Frage vorlegt: Bist du der Verfasser der Canzone: „Ihr Frau'n, die ihr Verständnis habt für Liebe“ (Vita nuova § 19) und von ihm die Antwort erhält:

— — — „Wohl bin ich Einer, der dem Klagen,
Das Liebe hauchet, merkend, in dem Sinn,
Wie sie es eingiebt, weiß im Lied zu sagen.“
„Nun seh' ich, Bruder“, sprach er drauf, die Schlingen,
Die den Notar, die mich und Guido fern
Gehalten von den Weisen, die jetzt klingen:
Ich sehe wohl, wie eure Federn immer
Der, welche ihnen vorspricht, folgen gern;
Das fand ich wahrlich bei den Unsern nimmer.

Und der, dess' Aug' der schärfste Blick zu eigen,
Sieht doch von einem Stil zum andern nicht.

Ein Erklärer dieser Stelle, natürlich ein compatriota Dante's, bemerkt oder erzählt vielmehr: Buonagiunta sei ein gewandter Kenner der Reime, aber ein noch gewandterer der Weine gewesen — was ihn als „Gesellschaftsdichter“ kennzeichnen soll. In dieser Eigenschaft versieht er also etwa die Rolle des höfischen Minnesängers und holt sich den Tadel widerlicher Effecthascherei. Der gekünstelten Lyrik Buonagiuntas mit ihren erlogenen Gefühlen und ihren aufdringlichen Phrasen steht der „süße neue Stil“ Dante's gegenüber mit seiner schlichten Natürlichkeit und edlen Art, wie er in der herrlichen Canzone auf Beatrice, die übrigens auch an eines der berühmtesten Lieder Walthers erinnert, sich offenbart. In solcher Weise ungefähr bildet die Kürnberges wise einen Gegensatz zum höfischen Sang; jene bewegt der Hauch der Liebe, diesen dictiert die Mode; diese ist französischer Art und Herkunft, jene deutschen Ursprungs, jene ist ein Reservatum der höhern Kreise, diese gehört dem Volke überhaupt, das den Sang übt oder an ihm ein Ergötzen findet; sie ist die Form, in welche ein neuer Sänger das alte Lied der Nibelungen gegossen, um es wieder heimisch zu machen im deutschen Lande, im deutschen Volke.

An die Kürnberges wise mag wohl vor allem jenes berühmte Wort Ludwig Tieks gewendet werden:

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Die echten Herzenstöne der Kürnberg-Weise stehen der flauen Redseligkeit der dem Französischen nachgekönstelten conventionellen Lyrik gegenüber, wie sie Gervinus und mit ihm übereinstimmend Burdach ZfdA. 29.193 Hartmann von der Aue zumessen. Auf letztern lässt sich ein Wort anwenden, das von einer spätern französischen Geistesrichtung gebraucht worden ist: *aimer en France n'est proprement que parler d'amour.*

Über Wesen und Entwicklung der mhd. Lyrik ist in neuester Zeit viel nachgedacht und geschrieben worden. Außer Scherer, Wilmanns, Burdach und Roethe haben sich in den drei germanistischen Zeitschriften auch andere Stimmen Gehör zu schaffen versucht, so R. M. Meyer in der ZfdA. 29 u. 34, Becker und E. Th. Walther in der Germania, letzterer Bd. 34, endlich Streicher ZfdPh. 24. Wie bei der Nibelungenfrage stehen sich auch hier die Meinungen schroff gegenüber und es bedarf die Frage noch umständlicher Erörterung, bevor sie als geklärt bezeichnet werden kann. Hoffentlich fungiert bei der durch die Sachlage gebotenen Polemik nicht wieder St. Grobianus als Weihpatron, wie in jenen glanzvollen Jugendtagen der Germanistik, wo Müllenhoff nach seinem eigenen rührend schönen Geständnis als tumber man mit sinem bösen zorn zu Felde zog und „der Sache, die er schirmen wollte, sehr geschadet hat.“

7. u. 8. Ich bin, da der sonst verfügbare Raum ohnedies weit überschritten ist, leider nicht in der Lage, stets ins Detail der Fragen einzugehen und verweise auf meine frühern Abhandlungen zur Waltherfrage. Bedauert habe ich, dass namentlich die Programmabhandlung: „Nochmals die Reise-rechnungen Wolfers von Ellenbrechtskirchen“ in der Fachpresse keine Erörterung gefunden hat.

Für den eigenartigen Standpunkt, den Burdach hinsichtlich der Chronologie der Sprüche einnimmt, mögen übrigens seine eigenen Worte in der angezogenen Recension von Wilmanns' ‚Leben‘ sprechen:

„Den ersten Besuch Walthers in Thüringen, auf welchen der Spruch „Der in den ören siech von ungesühte si“ sich bezieht, bringt Wilmanns in Verbindung mit der Reise nach Magdeburg zum Weihnachtsfest des Jahres 1199, weil er im gleichen Tone ist, wie der zur Feier desselben gedichtete. Ich kann diese Motivierung, die er auch bei andern Datierungen anwendet, nur billigen; kein Einsichtiger wird sich freilich einbilden, dass Sprüche des-

selben Tons unter allen Umständen in dieselbe Zeit gehören müssen. Walther hat — das ist wohl die übereinstimmende Meinung aller Kundigen — bisweilen gleichzeitig in zwei verschiedenen Spruchtönen gedichtet, und eine Frist, innerhalb welcher er einen älteren Ton wieder zu benutzen sich erlaubte, lässt sich auf Jahr und Tag auch nicht festsetzen. Aber verschroben ist es, deshalb nun gleich der Übereinstimmung in der Strophenform jede Bedeutung für die Datierung zu entziehen und mit dem Aufgebot schwergerüsteter Dialektik und dem ganzen groben Geschütz unbestreitbarer Gemeinplätze einen Feind zu bekämpfen und natürlich zu vernichten, der gar nicht existiert. Man darf durchaus einer Datierung vor einer andern, an sich ebenso wahrscheinlichen den Vorzug geben, wenn dadurch ein Ton in engere Zeitgrenzen eingeschlossen wird. Niemand freilich wird eine so gewonnene Zeitbestimmung für absolut sicher halten. Aber was ist überhaupt völlig sicher auf diesem Gebiet?“

Zu Seite 23: Die chronologische Fixierung der Kreuzlieder mit Rücksicht auf einzelne Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten ihres Textes mit Stellen in Bullen, Predigten etc. halte ich für nicht dienlich, weil gewisse Ideen und Wendungen zum Gemeingut so ziemlich der ganzen mit der Kreuzzugsangelegenheit beschäftigten Zeit gehören. Ich erinnere mich dabei an die ähnliche Frage nach der Entstehungszeit des Lutherliedes, bezüglich welchen G. Ellinger die übereinstimmendste Äußerung Luthers bereits zum Jahre 1519 nachwies. Es fällt natürlich keinem Menschen ein, das berühmte Lied in diese frühe Zeit zu setzen, wohl aber mag man sagen, dass der herrliche Grundgedanke des Liedes Luther zeitlebens begleitet hat.

Zu Schlaf als Parallelstelle zu Macbeth wäre Th. Hood „Eugen Arams Traum“ Stroph. 25 zu vergleichen.

Zu Schlaf, Traum und Erwachen verweise ich auf meine Abhandlung „Der Traum in der epischen Dichtung“ Progr. 1889 und auf eine dort nicht berücksichtigte schöne Stelle von Tassos „la Gerus. lib.“ XIII. Ges.

Zu „Schlafen und Erwachen“: Faust II, 1 die prologartige Scene in freier Natur.

Zu „Leben“: Abkündigung von Faust II. Th.:

Des Menschen Leben ist ein episches Gedicht:
Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.

Henry W. Longfellow: „Lebenspsalm“ übers. v. H. L. Willems:

Lei're nicht in müßigem Kummer,
Dass ein Traum das Leben sei;
Denn der Geist ist todt im Schlummer,
Sein und Schein nicht einerlei.

Wirklich ist und ernst das Leben,
Und das Grab nicht Ziel und Port.
„Staub dem Staub zurückzugeben!“
Nicht dem Geiste galt dies Wort.

Nicht Genüsse sind's, nicht Sorgen,
Was das Leben uns gebeut;
Wirken! — dass uns jedes „Morgen“
Weiter findet, als das „Heut.“ etc.

Zahlreiche schöne Stellen bietet zu diesem Gegenstande Hamerlings Poesie, vor allem „Venus im Exil“ z. B.:

— — — — mit geheimem Todesbeben
Ist alle Lebenswonne stets gemischt.

— — — — —
Von allen Creaturen, die da beben,
Ist die unseligste das Menschenherz.

— — — — —
Den Drang, in dem die Menschenherzen pochen,
Hat ganz und klar kein Mund noch ausgesprochen.

— — — — —
O Creatur, unsel'ger Lebenszecher,
Dein Durst ist endlos, endlich ist dein Sein.

Zum Artikel „Zeit“ verweise ich noch auf eines der schönsten und bekanntesten Gedichte Anastasius Grüns, das lebhaft genug an den „Vormärz“ erinnert:

Lästert nicht die Zeit, die reine!
Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen,
Unbeschrieb'nen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel,
Doch die Schrift darauf seid Ihr!
Wenn die Schrift jetzt nicht erbaulich,
Nun, was kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durchsichtigen Glases
Ist die Zeit: so hell, so rein,
Wollt des süßen Weins Ihr schlürfen,
Gießt nicht Eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus,
Nahm ganz stattlich sonst sich aus,
Freilich, seid Ihr eingezogen,
Scheint es oft ein Narrenhaus.

Schlussbemerkung.

Raum- und Zeitmangel, sowie technische Schwierigkeiten haben der Abhandlung mannigfache Schädigung gebracht; Vieles musste gestrichen, Anderes gekürzt, genauere Correcturen unterlassen werden.

Bei einer flüchtigen Durchsicht ergaben sich folgende wichtigere Verstöße:

S. 3 Mitte soll es heißen: Aristotelischen statt Aristotele'schen.

S. 10 „ „ „ „ Reichstones „ Reichtones.

S. 13 oben „ „ „ Stellen „ Stelle.

S. 24 „ „ „ „ guotes „ goutes.

S. 30 unten „ „ „ beigesellt „ beigestellt.

S. 32 Mitte sind die beiden citierten Verse verkehrt abgedruckt.

S. 35 unten soll es heißen: commedia statt coommedia.

S. 45 ist der Abschluss der Anmerkung „Verlorne Jugend“ zwischen den fortlaufenden Text gerathen.

S. 46 unten ist das engl. Citat an Anmerkung ** anzuschließen.

S. 48 ist das Citat aus Racine's Athalie statt an den Text angeschlossen, hinter die Anmerkungen zum „Traum“ geschoben worden.

S. 53 oben soll es heißen: waz statt swaz.

Was sonst noch, namentlich in den ausgedehnten Citaten, durcheinander-geschoben ist und welche weitem Druckfehler begangen wurden, darüber wird mich erst die Muße in den Ferien aufklären.

